

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementpreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069 A, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46.
Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die vierspaltige Postzelle oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 138.

Montag, den 17. Juni 1907.

14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Die Duma ist abermals aufgelöst worden.

J. St. Eine neue Aera der Schreckensherrschaft der Kontrevolutionäre ist in Rußland hereingebrochen. Dem Drängen seiner Henkersknechte Folge leistend, hat der Zar die Reichsduma aufgelöst. Er „begründet“ diesen Gewaltakt in einem Manifest, in welchem er zunächst seinen getreuen Untertanen kund und zu wissen tut, daß gemäß seinem Befehle und seinen seit Auflösung der ersten Reichsduma gemachten Verheißungen die russische Regierung eine Reihe von Maßnahmen ergriffen habe, um das Land zu beruhigen und eine regelmäßige Abwicklung der Staatsgeschäfte herbeizuführen. „Die zweite von uns einberufene Reichsduma“, heißt es in dem kaiserlichen Manifest weiter, war zusammenberufen, um in angemessener Weise zu der Beruhigung Rußlands beizutragen, hauptsächlich durch gesetzgeberisches Wirken, ohne das ein Bestehen des Staates und Ausgestaltung seiner Verwaltung unmöglich ist, ferner durch Prüfung der Budgeteinnahmen und Ausgaben, wodurch die Regelmäßigkeit der nationalen Wirtschaft bestimmt wird, endlich durch den weisen (!) Gebrauch des Rechtes der Interpellationen an die Regierung zum Zwecke, die Wahrheit und Gerechtigkeit überall zu befestigen. (?) Diese von uns den Erwählten der Nation anvertrauten Pflichten legten diesen eine schwere Verantwortlichkeit und die heilige Verpflichtung auf, ihre Rechte zu gebrauchen für vernünftige, fruchttragende Arbeit zum Wohle und zur Befestigung des russischen Staates. Dies waren unsere Gedanken und unser Wille, seitdem wir dem Volke die neuen Grundlagen für sein Staatsleben gegeben. In unserem Kummer rechtfertigte ein beträchtlicher Teil der Mitglieder der zweiten Reichsduma unsere Erwartungen nicht. Nicht mit reinem Herzen, nicht mit dem Wunsch, Rußland zu befestigen und seine Verwaltung zu vervollkommen, haben sich viele Abgeordnete des Volkes an die Arbeit gemacht, sondern in der ausgesprochenen Absicht, die Unruhen zu vermehren und zur Zerschlagung des Staates beizutragen. (Das ist eine offenkundige Lüge. Red.) Infolge der Tätigkeit dieser Personen bildete die Duma ein unüberwindliches Hindernis für eine fruchtbringende Arbeit. Schließlich wurde ein in den Annalen der Geschichte unerhörter Akt begangen. Die Gerichtsbehörden entdeckten eine Verschwörung eines Teiles der Duma-Abgeordneten gegen den Staat und die kaiserliche Gewalt. (?) Die regelmäßige Forderung der Behörden auf zeitweilige Ausschließung von 55 angeklagten Abgeordneten und auf Verhaftung der am meisten Verdächtigen wurde nicht unverzüglich erfüllt. Deshalb wurde die Duma aufgelöst. Die Ursache der zweimaligen Mißerfolge der Tätigkeit der Duma liegt jedoch darin, daß wegen der Neuheit des Werkes und der Unvollkommenheit des Wahlgesetzes die Duma sich aus Mitgliedern zusammensetzte, die nicht die wahren Vertreter der Bedürfnisse und Wünsche des Volkes waren. Dann kündigt das Manifest den Beschluß an, das Wahlverfahren abzuändern. Schließlich spricht das Manifest die besten Hoffnungen auf eine gute Haltung des Volkes aus.

Hoffentlich entspricht das Volk dem Wunsche des Zaren auf eine „gute Haltung“ nicht. Hat doch Nikolaus die von ihm selbst gegebene Verfassung mit Füßen getreten, hat er doch einen Staatsstreik begangen, der in den Annalen der Weltgeschichte bald vereinzelt dastehen dürfte. Weil die Duma sich nicht bereitwillig zum Hausknecht des Zaren herabdegradieren, weil sie nicht nach seiner Pfeife tanzen wollte, deshalb wurde sie aufgelöst.

Wie sehr die russischen Henker und speziell ihr Oberhaupt mit dem Feuer spielen, geht auch aus der Fassung des neuen „Wahlgesetzes“ hervor. Dasselbe ist erlassen worden von dem Selbstherrscher entgegen Recht und Verfassung, ohne daß die Vertretung des Volkes überhaupt gefragt worden ist. Nach diesem neuen Wahlgesetz sind fortan nur Personen vom 30. Lebensjahre an wahlberechtigt.

Ferner ist der Vermögenszensus erhöht. Die Zahl der Deputierten wird beschränkt. Kaukasus, Sibirien und Polen werden teilweise von den Wahlen ausgeschlossen. Dieses Monstrum von Wahlgesetz wird zweifellos die allergrößte Erbitterung in den Kreisen der revolutionär gesinnten Bevölkerung hervorrufen. Und die Folgen dieser Erbitterung fallen gleich glühenden Kohlen auf das Haupt des gekrönten russischen Verbrechens.

Die Neuwahlen finden vom 14. September ab statt; die neu gewählte Duma tritt am 14. November zusammen. Hoffentlich trägt der Gewaltakt des Zaren dazu bei, daß

trotz des „reformierten“ Wahlgesetzes die neue Duma ein noch revolutionärer Gesicht zeigt als die aufgelöste.

Inzwischen setzen die Zarenshergergen ihre verbrecherische Tätigkeit fort. Am Sonnabend wurden bereits 9 Genossen, darunter Zeretely, in Petersburg verhaftet. Das war der Anfang. In der Nacht und gestern wurden die Verhaftungen fortgesetzt. Etwa 800 Verhaftungen sind bereits vorgenommen worden, darunter die der beiden sozialdemokratischen Deputierten Bjelonsow und Serow, ebenso des Priesters Tschinski. In Kronstadt wurden einige Untermilitärs, Studenten und Frauen verhaftet, die zur Kampforganisation gehören. Der Genosse Dsibol, der als Haupttäter bezeichnet wird, entfloht. Leider wurde er auf dem Bahnhof erkannt und verhaftet. Er schmachtet gegenwärtig in der Peter Paul-Festung. — Zweifellos werden weitere Verhaftungen unserer Genossen folgen. Die Zarenbrut will anscheinend alle führenden Genossen Rußlands unschädlich machen. Betonte doch der Reaktionsär Pürischkewich in der vorletzten Dumasitzung, daß der Plag der Sozialdemokraten nicht in der Duma, sondern im Gefängnis und schließlich wohl auf dem Galgen sei. In diesem Ausspruch tritt die Absicht der Schergen klar zu Tage. Die gesamte klaffenbewusste Arbeitererschaft der Welt fühlt mit unseren leidenden russischen Genossen, die ihr mannhaftes Eintreten für die Rechte des Volkes mit Kerker, Verbannung und vielleicht gar mit dem Leben büßen müssen. Aber auch in Rußland bricht noch einmal die Morgenröte der Freiheit herein; sie wird aufräumen mit allen denjenigen Mördern und ihren Helfershelfern, die den Fortschritt im Blute zu erstickten hoffen. Auch Rußlands gekrönte und ungekrönte Verbrecher werden bald die Richtigkeit des Wortes erkennen müssen, das da lautet:

Die Uhr der Zeit läßt nicht zurück sich stellen,
Denn vorwärts drängt der Zeiger ohne Rast.
Und all das Bollwerk wird und muß zerschellen,
Das hemmend in der Räder Speichen saßt.

Über die letzte Dumasitzung wird berichtet: Die Reichsduma begann Sonnabend um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr mit einer Sitzung, die nach wenigen Minuten auf Antrag der Sozialisten auf eine Stunde unterbrochen wurde, damit das Programm der heutigen Sitzung in den Versammlungen der einzelnen Parteien beraten werden könne. Nach Wiedereröffnung der Sitzung sollte über die Justizreform beraten werden. Die Gruppen der Linken beantragten viermal Schluß der Debatte und Übergang zur Budgetberatung. Die Anträge wurden aber sämtlich mit großer Mehrheit abgelehnt. Dabei stimmten die Kadetten mit der Rechten gegen die Sozialisten und die Arbeiterpartei. Der sozialistische Schlußantrag wurde von Zeretely begründet, der sagte, man könne sich im Augenblick der höchsten Gefahr nicht mit der Justizreform beschäftigen; am Vorabend des Staatsstreiches müsse die Duma ihre Anschauungen über wichtigere Fragen kundgeben als das Budget, das Agrargesetz. Hessen (Kadett) erwiderte darauf, die Partei der Volksfreiheit sei zu schöpferischer, gesetzgeberischer Arbeit in die Duma gekommen. Der Redner gab den Ernst der Lage zu, erwähnte jedoch die Abgeordneten, Ruhe zu bewahren und zu versuchen, die ihnen vom Lande auferlegte Pflicht zu erfüllen. Zeretely ergriff das Wort nochmals und beantragte die Abhaltung einer Abend Sitzung, um über das Budget zu beraten. Professor Riesewetter erklärte, die Kommission höre augenblicklich die Mitteilungen des Staatsanwalts des Petersburger Appellhofes. Die Duma beschloß hierauf Schluß der Sitzung und Abhaltung einer neuen Sitzung am Montag. Der Antrag, abends eine Sitzung zur Beratung des Budgets abzuhalten, wurde mit 201 gegen 157 Stimmen abgelehnt.

Gesetz und Recht.

„C. Justitia fundamentum regnorum“ — „Auf Gerechtigkeit allein kann ein Gemeinwesen beruhen!“ Wie gleichendes Gold klingt der Spruch. Und wenn man vernimmt, daß er zu den Wahlprüchen der konservativen Partei gehört, so wird man einer Partei mit so reinem Streben die Hochachtung nicht verlagern wollen.

Doch leider! Es ist nicht alles Gold, was glänzt! Bei genauer Betrachtung jenes konservativen Grundsatzes schwindet der glühende Glanz, und übrig bleibt nur ein schmutziggrobes, unechtes Gemisch

Auf Gerechtigkeit soll das Gemeinwesen beruhen. Aber wohlverstanden: auf dem, was die Konservativen Gerechtigkeit nennen. Und da heißt es zunächst einmal: „vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider nie die Frage.“ Ein jedem Menschen angeborenes, sozusagen natürliches Recht erkennt der Konservativismus nicht an, und folglich auch kein gleiches Recht für alle Menschen. Sondern jeder soll ein anderes Recht haben, je nach seiner Geburt, seinem Vermögen, seiner sozialen Stellung. „Suum cuique“, „Jedem das Seine“ — so lautet der Wahlspruch Preußens, des konservativsten deutschen Staates. Dem einen so viel, dem andern je nach seiner sozialen Stellung, mehr oder weniger. Durch Geburt, durch geschichtliche Überlieferung, durch alle mögliche sonstige „göttliche Fügung“ werden — immer nach konservativer Anschauung — Rechte erworben, und diese einmal erworbenen Rechte müssen unverbrüchlich sein. Das ist „Gottes Wille.“ — Es ist erstaunlich, mit welcher Firzigkeit die Staatserhaltung stets bei der Hand find, sich für das, was ihnen angenehm ist, auf den lieben Gott zu berufen. Während doch das zweite Gebot befiehlt: Du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich im Munde führen.

Werden die „erworbenen Rechte“ nicht geachtet, so entsteht — nach konservativer Anschauung — Rechtsunsicherheit, das Vertrauen wird erschüttert, und mit ihm die Grundlage des Gemeinwesens.

Die moderne Gesetzgebung ist kein rein konservatives Gebilde mehr. Sie ist zum Teil ein Kind der großen Revolutionen seit 1789 und besitzt daher einen stark liberalen Einschlag. Sie achtet als Recht nicht mehr, was in früheren Jahrhunderten einmal auf irgend eine Weise erworben worden ist, („auch das Recht der Eroberung ist ein legitimes Recht“, schrieb ja erst kürzlich ein konservatives Blatt) sondern sie hat durch Gesetz festgelegt, was Recht sein soll.

Indessen, nicht was auf dem Papier steht, ist wirkliches lebendiges Recht. Das hat schon Lassalle nachgewiesen. Sondern auf den Geist kommt es an, der die Richter bei Anwendung des Gesetzes befeelt. Und wer die heutige Rechtsprechung in Deutschland durchmustert, der findet, wie sich in ihr der konservative Geist, so wie wir ihn oben gekennzeichnet haben, unverkennbar ausprägt. Wird doch jede Woche eine ganze Reihe von Urteilen bekannt, in denen der liberale Geist der Gesetze durch den konservativen Geist der Richter vollständig verdrängt ist. — Wir sagen ausdrücklich: der liberale Geist der Gesetze. Denn von einem sozialistischen Geist ist in unseren Gesetzen noch nichts zu spüren. Und gerade dies macht uns unbefangenen, obgleich wir Sozialdemokraten in so vielen Fällen die Opfer jenes Zwiespalts sind. Wir würden bei liberaler Handhabung der Gesetze kaum anders fahren, und so kann es uns schließlich gleichgültig sein, ob wir liberal geköpft oder konservativ gehängt werden. Als nüchterne wissenschaftliche Beobachter konstatieren wir einfach jenen Zwiespalt und beweisen daraus, wie wenig die Phrase von der Gerechtigkeit als Grundlage der Gemeinwesen in Wirklichkeit zu bedeuten hat.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, Woche für Woche alle diejenigen Urteile zu sammeln, welche beweisen, daß nicht das Gesetz, sondern die in den Richtern lebende Auffassung vom Recht ihre Entscheidungen maßgebend beeinflusst, und daß in unserem von konservativen Personen regierten Staatswesen die Rechtsauffassung der Richter durchweg die konservative ist. Freilich zeigt ja das Schicksal des Landgerichtsrats Theisen in Düsseldorf, daß Richter mit anderer Rechtsauffassung gewöhnlich ihre amtliche Tätigkeit früher oder später abbrechen müssen.

Die letzten Tage allein haben für die konservative Rechtsauffassung der deutschen Richter wieder mehrere Beispiele gebracht. In Elberfeld waren, wie man weiß, zwei Sozialdemokraten angeklagt der Beleidigung eintriger Offiziere. Sie wurden zu Gefängnis verurteilt, und in der Begründung führte das Gericht aus, daß sie beleidigt hätten, um die bestehenden militärischen Einrichtungen herabzusetzen; das Gericht sei zu der Überzeugung gelangt, daß es den Angeklagten nur darum zu tun gewesen sei, gegen das Militär zu hetzen. — Dies war der eigentliche Grund der Verurteilung, der eigentliche Grund, weshalb die Richter in ihrem Rechtsempfinden sich verlezt fühlten. Denn was die Angeklagten behauptet hatten, stimmte so ziemlich mit den Tatsachen überein. Nur Übertreibungen wollte das Gericht herausgefunden haben. Was aber jemand als Übertreibung ansieht, das hängt bekanntlich von seinem persönlichen Empfinden ab. Die Überzeugung, daß die Angeklagten Unrecht getan und bestraft werden müßten, hatte sich den Richtern somit wesentlich deshalb aufgedrängt, weil sie „gegen das Militär gehet“ hatten. Nun steht in unseren Strafgesetzen nirgends ein Wort davon, daß es verboten sei, gegen das Militär zu hetzen und bestehende militärische Einrichtungen herabzusetzen.

Nach dem Gesetz ist es das gute Recht jedes Staatsbürgers, zu hegen und aufzuwiegen, so viel er will. Aber die konservative Rechtsauffassung unserer Richter verlangt Ehrfurcht und heilige Scheu vor dem „erworbenen Rechte“ des Militarismus. Die Gerechtigkeit ist die Grundlage alles Gemeinwesens. Wenn das wohlverordnete Recht des Militarismus durch Aufwiegelung untergraben und erschüttert wird, was soll das Gemeinwesen bleiben! Daher die Verurteilung.

Fast gleichzeitig ereignete sich der Fall in Halle. Der Redakteur des dortigen „Volksblatt“ wird zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt, obwohl alle Umstände dafür sprachen, daß er in der Absicht und dem guten Glauben gehandelt hat, die geschlechtliche Ehre deutscher Mädchen gegen den Mißbrauch kapitalistischer Übermacht zu schützen. In der Begründung sagt der Richter: „Täglich werde systematisch gegen die Arbeitgeber (mit diesem greulichen Wort sind die Kapitalisten gemeint) in der sozialdemokratischen Presse gehetzt.“ — Das selbe Schauspiel wie oben. Kein deutsches Gesetz verbietet, gegen die Kapitalisten zu hegen. Aber das konservative Rechtsempfinden eines deutschen Assessors fühlt sich gedrängt, die heilige Scheu vor den „erworbenen Rechten“ des Kapitals durch hohe Strafen zu schützen.

Und dieses Rechtsempfinden lebt nicht nur in den gelehrten Berufsrichtern. Vor dem Berliner Kaufmannsgericht klagten dieser Tage zwei Verkäuferinnen, die wegen angeblichen Vertrauensbruchs von ihrer Firma (dem berühmten Kaufhaus des Westens) entlassen worden waren. Sie hatten einem Gehilfenverband Mitteilungen über Mißstände im Betriebe des Kaufhauses gemacht. Das Gericht wies ihre Entschädigungsklage ab und begründete: da die Verkäuferinnen wußten, daß der Verband agitatorisch gegen das Kaufhaus vorgehen wollte, so sei es in der Tat ein Vertrauensmißbrauch gewesen, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.

Der Fall ist außerordentlich kraß. Nicht nur deshalb, weil ein solches Urteil das Koalitionsrecht jeden Inhalts und jeden Wertes beraubt — wie soll denn ein Verband die Lage der Angestellten bessern, wenn er von denen, die es angeht und die allein die volle Wahrheit kennen, keine Nachrichten kriegen darf? — sondern besonders auch deshalb, weil er zeigt, daß die konservative, mit den Gesetzen nicht in Einklang zu bringende Rechtsauffassung nun auch schon die Köpfe der Laienrichter zu versetzen beginnt. Nirgends ist ein Gesetz vorgeschrieben, daß ein Angestellter Mißstände im Betriebe seiner Firma stumm ertragen muß. Im Gegenteil, es gibt sogar ein Gesetz, welches den Angestellten ausdrücklich das Recht verleiht, sich behufs Abstellung solcher Mißstände zu vereinigen. Die Berliner Kaufmannsrichter aber haben das Empfinden gehabt, daß dadurch die erworbenen, aus einem früheren Zustande überlieferten Rechte der Kapitalisten geschädigt würden. Und weil es die eigenen Angestellten waren, die zur Sicherung dieser Rechte ganz besonders verpflichtet seien, so erblickt das Gericht darin einen Vertrauensmißbrauch!

Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Wir Sozialdemokraten sind uns freilich über den Zusammenhang dieser Dinge nicht im Unklaren. Uns hat die materialistische Geschichtsauffassung längst gelehrt, daß Macht und nur Macht Recht ist. Deshalb wundern wir uns auch nicht im geringsten, daß in unserm Staatsleben die Anschauungen derer, die im Besitze der Macht sind, so stark auf das Rechtswesen abfärben.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Die Elenden.

In einer Monarchie, wie der preußisch-deutschen müssen alle Dinge zu Gunsten dieser mittelalterlichen Einrichtung gewendet werden. Die Kunstgriffe, die man für diese Bearbeitung der öffentlichen Meinung anwendet, sagt man gemeinhin unter dem unklaren Begriff des „monarchischen Gefühls“ zusammen, das bei den Germanen mit und ohne § 175 ja besonders stark entwickelt sein soll.

In das Gebiet dieser Versuche, Hoffkandale zur Hofherrlichkeit auszunützen, gehören die rührenden Geschichten, wie der Kaiser völlig ununterrichtet über die Gepflogenheiten der Liebenberger Tafelrunde (die doch zugleich identisch mit den Herrschaften der kaiserlichen Nordlandfahrten ist!) geblieben sei, wie dann der junge Herr — gemeint ist der Kronprinz — sich ein Herz gefaßt und dem Kaiser voll Mut und Offenheit das Schreckliche enthüllt habe. Da hätte dann der Blick in Liebenberg zersprengend eingeschlagen.

Erzählungen für schwach begabte, schwachsinrige Kinder, die in der bürgerlichen Presse Millionen erwachsener Deutscher zugemutet werden! Sofern der Kronprinz überhaupt eine Rolle in der Affaire gespielt haben sollte — fast scheint es, als ob man in Erwartung eines möglichen Thronwechsels bereits eine kronprinzliche, natürlich „liberale“ Kamarilla zu organisieren versucht — so kann sie nur darin bestanden haben, daß der junge Herr seinen Vater darauf aufmerksam gemacht hätte: In der „Zukunft“ wären die Geheimnisse des Parkes von Liebenberg in unverkennbaren Andeutungen der Öffentlichkeit preisgegeben worden.

Denn selbstverständlich war das Treiben der Liebenberger seit vielen Jahren vollständig und jedermann bekannt. In den Polizeiakten waren die Namen der Übertreter des § 175 sorgfältig gebucht. Der Hofkatsch benutzte diese Liebesabenteuer als tägliches Futter zur Anregung der erlauchten Geister. Schon beim Fall Koke spielten derartige anonyme Beschuldigungen eine bedeutende Rolle. Nicht die Tat also, nicht die Handlung, hat die Wendung herbeigeführt, sondern lediglich der Umstand, daß der Skandal in die Öffentlichkeit gebracht wurde.

Ganz besonders anklagbar aber ist es, wenn unsere Byzantiner jetzt den Kronprinzen zum Enthüller und Angriff gegen die Übertretungen des § 175 machen. Denn es ist doch nicht ganz vergessen, daß einer aus dem Reiche der Liebenberger Neigung, Herr Krupp, seinerzeit gerade in dem Kronprinzen seinen eifrigsten Verteidiger gefunden hat. Als damals die sozialdemokratische Presse

auf die weltbekanntesten Befehlungen des reichsten Deutschen hinwies, da war es der junge Herr, der zum ersten Male in die Öffentlichkeit gerade mit einer Rundgebung gegen die „Elenden“ sprang — er meinte die Sozialdemokraten, die jene Liebenberger des Herrn Krupp doch nur aus dem Grunde erörtern hätten, weil sie Mittel zur Beseitigung des § 175 beibringen wollten. Und nun soll der Kronprinz in einem anderen Fall dasselbe getan haben, weswegen damals die Sozialdemokraten als „Elende“ beschimpft wurden! Raum zu glauben! Wenn jedoch die Byzantiner jetzt die Preisgabe derartiger Geheimnisse für eine kronprinzliche Heldentat erklären, dann veranstaltet der Fürst Eulenburg vielleicht einen Neudruck jenes kronprinzlichen Erlasses gegen die „Elenden“. Auffällig ist es freilich doch, daß die beiden einzigen Male, in denen der Kronprinz bisher die Öffentlichkeit beschäftigte, dasselbe Gebiet berührt wurde, wenn auch in entgegengesetztem Sinne. Die Frage muß also doch die Gemüter der höchsten Herrschaften ganz besonders beschäftigen.

Wälow und die Reichstagswahlen. Den „nationalen“ Posamenten gleich nach den Wahlen über die kluge Berechnung Wälow's, die dem „nationalen Block“ den Wahlerfolg gesichert haben sollte, sind allgemach auch in dessen eigenen Reihen einige Zweifel gefolgt. Als die „Germania“ mit der Enthüllung herausrückte, daß der Hauptzweck der Reichstagsauflösung gewesen sei, dem Fürsten Wälow eine Rückenstärkung gegen die Intriguen der Kamarilla zu verschaffen, versuchte die „nationale“ Presse diese Angaben vor als reine Phantasieprodukte hinzustellen, aber dann machte auch der freikonservative Meister politischer Intrigue seinem Wiener Interviewer Andeutungen, die aufs Haar wie eine Bestätigung der Darstellung der ultramontanen „Germania“ ausfallen, und auch das nachträgliche Dementi des Herrn v. Zebly hat diesen Eindruck nicht verwischen können. Damit nun diese „Legende“ sich nicht festsetze, rückt man offiziös mit einer neuen Enthüllung heraus. In verschiedenen Berliner Blättern, freilich nicht in dem erklärten offiziellen Wäloworgan der „Nordb. Allg. Ztg.“, wird folgendes mitgeteilt:

„Unmittelbar nach der Auflösung vom 13. Dezember v. J. veranlaßte der Reichskanzler die Abfassung eines Exposés über die bei den Wahlen einzuschlagende Taktik. Dieses Exposé ist vom 14. Dezember datiert, wurde am selben Tage vom Reichskanzler ausdrücklich approbiert und anderen Dienststellen mitgeteilt. Damit kann das Exposé als authentische Interpretation der Auffassung des Reichskanzlers über die Wahlen gelten. In dem Exposé heißt es nun in dem, den Kampf gegen die Sozialdemokraten und Weissen behandelnden Teile wörtlich:

„Gegen diese Parteien wird in diesem Wahlkampf immer wieder mit dem besonderen Argumente zu kämpfen sein, daß ihre Niederlage notwendig ist, um die Machtstellung des Zentrums zu brechen; denn dem Zentrum werden höchstens und im günstigsten Falle zehn Sitze abzunehmen sein. Da aber das Zentrum zusammen mit den Sozialdemokraten, Polen, Weissen und Elsaßern usw. gegenwärtig über 215 Mandate verfügt, so würde es dann immer noch mit 205 Mandaten eine oppositionelle Mehrheit bilden können. Es wird also zu betonen sein, daß die gegenwärtige unerrätliche Macht des Zentrums nicht sowohl auf seinen eigenen 103 Mandaten, die ja nur wenig mehr als ein Viertel der Sitze ausmachen, als vielmehr auf der Stärke, vor allem der Sozialdemokratie beruht.“

Damit soll bewiesen werden, daß Wälow von vornherein über die bei den Wahlen zu befolgende Taktik im Klaren gewesen sei und der Ausfall der Wahlen für ihn keine unerwartete Überraschung gebracht habe. Darauf kommt es aber viel weniger an, ob Wälow von dem Ausfall der Wahl sich vorher ein richtiges Bild machte, als auf den mit der Auflösung verfolgten Zweck. Dieser ist aber durch das veröffentlichte Bruchstück des Exposés noch keineswegs klargestellt, denn wenn er auch bei der Wahl die Schwächung des Zentrums auf indirektem Wege verfolgte, um eine „neue Situation“ zu schaffen, so ist damit immer noch nicht bewiesen, daß ihm dies alleiniger Selbstzweck der Auflösung war.

Die klerikale „Germania“ tut übrigens so, als ob sie an die Echtheit des Exposés nicht glaube. Sie bemerkt dazu:

„Dieses kleine Bruchstück aus dem Exposé des Reichskanzlers — falls es überhaupt echt ist, woran wir einzuweisen noch zweifeln, da eine solche Wahlinstruktion an untergeordnete Dienststellen einer amtlichen Wahlbeeinflussung gleichkommen würde — beweist solange nichts, bis das ganze Exposé amtlich oder offiziös bekanntgegeben wird, und bis insbesondere der Teil des Exposés, welcher sich mit dem Kampf gegen das Zentrum beschäftigt, der Öffentlichkeit unterbreitet wird. Wir erwarten diese Veröffentlichung.“

Diese Erwartung wird wohl so schnell nicht befriedigt werden, denn — darin hat die „Germania“ recht — das Exposé charakterisiert sich schon nach dem veröffentlichten Bruchstück als die schärfste Art der amtlichen Wahlbeeinflussung, die sich denken läßt. Sozialdemokraten und Zentrum werden im Herbst im Reichstage hoffentlich nicht vergessen, diese Art der Wahlmacht der Regierung ernstlich unter die kritische Lupe zu nehmen.

Die Haager Friedenskomödie. Die Delegierten zur zweiten Haager Konferenz versammelten sich Sonnabend nachmittag um 3 Uhr in dem großen Ritterlaale. Es sind 47 Staaten vertreten. Der Minister des Auswärtigen van Teijs van Soudriaan hielt eine Eröffnungsansprache. Der Botschafter Nelidow nahm hierauf den Präsidensitz ein. Er dankte zunächst für die ihm erwiesene Ehre der Wahl zum Leiter der Verhandlungen und ersuchte den Minister van Teijs, das Ehrenpräsidium anzunehmen. Er selbst werde sein Bestes tun, die Arbeiten der Konferenz so zu leiten, daß sie fruchtbringend gestaltet werden. Er werde die Eintracht ausreicht erhalten, indem er alles vermeide, was allzu lebhaft Meinungsverschiedenheiten hervortreten lassen könnte. Zunächst schlug er vor, im Namen der Konferenz ein Telegramm an die Königin der Niederlande zu senden. Redner schloß dann die Vorgeschichte der Konferenz und den Anteil, den der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika an deren Einberufung gehabt habe.

Nelidow fährt dann fort: Indem ich hier die Vertreter von fast allen konstituierten Staaten vereinigt sehe, fühle ich mich lebhaft und tief bewegt. Es ist die Idee des Friedens, die die Regierungen veranlaßt hat, hervorragende Männer hierher zu entsenden, die über die Interessen beraten sollen, die der Menschheit die teuersten sind, nämlich die Veröhnlichkeit und Gerechtigkeit. Ich hoffe, daß dieselben Gefühle bei den Beteiligten obwalten und zum Erfolg der Konferenz beitragen werden. Diese Aufgaben sehen sich aus zwei Teilen zusammen. Einmal handelt es sich darum, Mittel zu suchen, um auf glütlichem Wege Differenzen, die zwischen den Staaten entstehen können, zu schlichten und den Abbruch der Beziehungen und Waffenkonflikte zu verhindern. Ferner muß man danach trachten, falls ein Krieg ausgebrochen ist, die Leiden, die er mit sich bringt, sowohl für die Kämpfer als für diejenigen zu mildern, die indirekt davon betroffen werden könnten. Man sagt zwar, damit die Kriege kurz und selten werden, müßten die davon betroffenen Völker ihre ganze Schwere fühlen, damit sie danach trachten, den Krieg möglichst schnell zu beendigen, und um nicht mehr eine Wiederholung zu wünschen. Diese Ansicht hat jedoch nur einen Schein von Richtigkeit, die humanitären Maßnahmen, deren Einführung der ersten Konferenz zur Ehre gereicht und die jetzt vervollständigt werden sollen, haben in keiner Weise dazu beigetragen, den Geschmack am Kriegsführen zu vermehren. Sie haben im Gegenteil das Gefühl internationaler Rachsucht erhöht. Wir müssen also auf dem 1899 beschrittenen Wege bleiben. Was die Bestrebungen zur Vermeidung von Konflikten zwischen verschiedenen Staaten angeht, so ist es überflüssig, darauf hinzuweisen, was die erste Konferenz in der Sache des Friedens und des Rechts geleistet hat. Redner zieht dann einen Vergleich zwischen dem Schiedsgerichtshof und der Tätigkeit der Friedensrichter, die sich gleichfalls mit der Schlichtung kleiner Zwistigkeiten befassen, und sagt, die Anerkennung des Grundgesetzes der Schiedsgerichte hat zu der Geneltheit geführt, solche anzurufen. Seit 1899 sind 33 Schiedsgerichtsverträge abgeschlossen worden. Vier erste und verwickelte Fragen, die geeignet waren, Störungen in den Beziehungen von Mächten zu schaffen, sind dem Haager Schiedsgerichtshof unterbreitet worden. Sogar ein ungeheurer ernster Fall ist verhandelt worden. Die Arbeiten unserer Vorgänger müssen uns ermutigen, ihr Werk fortzusetzen. Die Freunde der Zivilisation verfolgen den Fortschritt der Einrichtungen der ersten Konferenz mit Aufmerksamkeit. Carnegie hat sogar ein Vermögen dargebracht, um den Friedenspalast zu schaffen. Aber immerhin sind unsere Betriebsmittel beschränkt. Die Völker sind wie die Individuen lebende Wesen, und wenn im täglichen Leben die Organe der Rechtspflege Zänkereien, Streitigkeiten und Gewalttätigkeiten nicht verhindern können, so ist es ebenso unter den Völkern. Vergessen wir nicht, daß es eine Reihe von Fällen gibt, wo Ehre, Würde und wesentliche Interessen auf dem Spiele stehen, im Leben der Individuen wie im Leben der Völker, und wo diese keine andere Autorität werden anerkennen wollen, als die ihres eigenen Urteils und ihres persönlichen Gefühls. Das darf uns aber nicht den Mut nehmen, auf den Weltfrieden und die Brüderlichkeit der Völker zu sinnen. Die Hauptsache für den Fortschritt ist die Befolgung des Ideals. Seine Devise ist: „Excellior!“ Wir werden also an dem Werke arbeiten, erleuchtet von dem glänzenden Stern des Weltfriedens, der uns zum Wohl der Menschheit leiten wird. Was wir für die Individuen tun können, indem wir die Wechselfälle des Krieges lindern, und für die Staaten, in denen wir Konflikte beseitigen, das sind für unsere Regierungen ebensoviel erworbene Ansprüche auf die Dankbarkeit der Menschheit.

Der Siegespreis der Liberalen. Im preußischen Handelsministerium wird gegenwärtig der neue Entwurf betreffend die Änderung des Börsengesetzes ausgearbeitet. Er wird sich in wesentlichen Punkten von der Novelle unterscheiden, die zuerst im Jahre 1904 und dann im vorigen Jahre dem Reichstag vorgelegt worden ist. Die Angelegenheit wird jetzt so beschleunigt, daß der neue Entwurf dem Bundesrat bald nach Beendigung seiner Sommerferien zugehen kann, damit der Reichstag ihn bei seinem Wiederzusammentritt im November vorfindet. — Die Börsenreform ist so ziemlich das letzte und höchste Ideal der Herren Liberalen. Wie diese „Reform“ aussehen wird, ist freilich eine andre Frage. So lange der „entschiedene Liberalismus“ aber hier noch hoffen kann, ist der „liberale Block“ gesichert, mögen auch derweilen die letzten Volksrechte über Bord gehen.

Siecht ein entschiedener Liberalismus! „Der Kampf gegen die Sozialdemokratie ist wichtiger, als der Kampf gegen die Lebensmittelteuerung!“ lautete die echt freisinnige Lösung, die vor einiger Zeit die echt freisinnige „Weser- und Ztg.“ ausgab. Die jähe Umwandlung der Liberalen in eine Regierungsschutztruppe, die sie Seite an Seite mit den abgefäimtesten Brot- und Fleischwucherern brachte, mußte die Liberalen auf dem Wege weiter drängen, den die „Weser- und Ztg.“ gewiesen. Und in der Tat hat der Liberalismus, wie die „Deutsche Tagesztg.“ mit hämischer Schadenfreude feststellt, auf diesem Wege derartige Fortschritte gemacht, daß der Führer und Landesvorsitzende des geeinigten elsässischen Liberalismus nach den Wahlen in einer öffentlichen Versammlung erklärte, er halte den Schutz des neuen Zolltarifs im Interesse der deutschen Bauern für durchaus notwendig und angebracht! „Man sieht“, bemerkt dazu das Detektivblatt, „der entschiedene Liberalismus ist seit den letzten Reichstagswahlen nicht mehr entschieden unbelehrbar!“ — Aber damit nicht genug! Während die Liberalen sich, wo es nicht darauf ankommt, mit dem ganzen Pathos ihrer Impotenz für das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht ins Zeug legen, verursacht es ihnen in praxi schwere Bedenken, besonders wenn es ihnen, wie jetzt in Bayern, seine Mucken zeigt. Aus solchen Befürchtungen herans schrieb das Parteiblatt der elsässischen Liberalen:

„Wir (elsässischen Liberalen) haben allen Grund, die bayerischen Verhältnisse im Auge zu behalten, weil das allgemeine Wahlrecht, wenn wir es nach bayerischem Muster erhielten, uns ebenso sicher eine Zentrumsmehrheit bringen und unsern Liberalismus vor dasselbe schwere, bisher in keinem deutschen Staate gelöste Problem stellen würde.“

Liberale also, die für den Brot- und Fleischwucher und gegen das allgemeine Wahlrecht eintreten! Die Deutsche Tageszeitung aber hat unrecht, den armen Liberalismus für diese Unpassungsfähigkeit mit der Länge boshaften Spottes zu überschütten, denn je mehr er sich so weiter entwickelt, um so eher wird der Zeitpunkt da sein, wo sich die Diederich Hahn und Raumann zum Verwechseln ähnlich sehen.

Frankreich.

Soldatennunnen. Beim 12. Infanterie-Regiment in Perpignan ist es zu Zwischenfällen gekommen. Freitag war allen Mannschaften, die darum baten, Urlaub für Sonntag erteilt worden, Sonnabend früh wurden die Urlaubsbewilligungen auf zehn bei jeder Kompagnie vermindert. Als die Urlauber Sonnabend nachmittag die Kaserne verließen, versammelten sich die Mannschaften des Regiments fast vollzählig am Eingang der Kaserne und veranstalteten eine lärmende Kundgebung, dabei wurde die Internationale gesungen. Der sofort benachrichtigte Oberst kam nach der Kaserne, um die Ruhe wiederherzustellen, dabei war er angeblich Ungehörigkeiten seitens der Mannschaften ausgeführt.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Montag, den 17. Juni.
Ächtung, Holzarbeiter! Zugang nach Mölln (Lauenburg) ist fernzuhalten.
Travemünde. Versperrt für Bauarbeiter ist das Geschäft von Eöhrmann.

Die Verlegung des Fernsprechnetzes in das neue Postgebäude an den Schlüsselbuden ist unter gleichzeitiger Einführung des vollen Nachtendienstes am 16. Juni erfolgt. Es wird erlitten, von nun an das den Teilnehmern mitgeteilte neue Anrufverfahren genau zu beachten.

Zu Vertretung. Für die Dauer der Abwesenheit des Senators Heim. Gwers hat Senator Dr. Kemmann den Vorsitz in der Armenanstalt und in der Rechnungsbehörde übernommen.

Die hohen Fleischpreise. Auf dem in Hamburg abgehaltenen deutschen Fleischertage erklärten die dort versammelten Fleischmeister: „Der Fleischertag weist entschieden die Vorwürfe zurück, daß die Fleischpreise mit den Einkaufspreisen nicht in Zusammenhang gehandelt haben. Er wird sich stets bemühen, Vieh- und Fleischpreise in Einklang zu bringen und für das Wohl der Bevölkerung in guter Weise zu sorgen.“ Mit dieser Resolution ist wenig gesagt und vor allem nicht bewiesen, daß die Fleischpreise unter einer Notlage stehen, die ihnen die Erniedrigung der Fleischpreise verbietet. In unserm Norderberger Varietorgan rechnet ein kundiger ein mittlerer Fleischer nach, daß er jährlich 15864 Mark verdient. Wie sind natürlich in die Verhältnisse nicht eingeweiht genug, um die Berechnung auf ihre Richtigkeit nachprüfen zu können, geben aber trotzdem dem Manne das Wort, vielleicht nimmt man von der andern Seite Veranlassung, die Zahlen richtig zu stellen, wenn man's vermag. Der Gewährsmann unseres Vudublettes kalkuliert folgendermaßen: Nehmen wir einen natürlichen Geschäftsmann an, der wöchentlich 2 Ochsen, 5 Kälber und 4 Schweine braucht. Der Einkaufspreis für einen Ochsen zu 6 Zentner Gewicht beträgt bei 78 Pfund für das Pfund 468 Mk. Davon gehen ab durch Füttern und Eintrocknen im Kühlraum 30 Pfund, verbleiben also 570 Pfund; das Pfund zu 90 Pf. verkauft, ergibt für den ganzen Ochsen 513 Mk. Dazu kommen noch 45 Mk. für die Haut, 24 Mk. für 80 Pfund Fett, für Fleisch, Herz, Junge, Nieren, Kopf zusammen 35 Mk. Sonach beträgt der Gesamterlös für den Ochsen 617 Mk., also verbleibt ein Verdienst von 149 Mk. An einem Kalbe werden 8 Mk. verdient, ergibt bei 5 Stück 40 Mk., an einem Schwein 25 bis 30 Mk., macht bei 4 Stück 100 Mk. Verdienst wöchentlich. Aus all dem berechnet sich ein jährlicher Gesamtverdienst von 22470 Mk. Davon sind abzuziehen Ausgaben und Speise, Lohn und Verpflegung für 2 Gehilfen im Bereiche von wöchentlich 40 Mk. oder 2080 Mk. im Jahre, für ein Pferd und Wagen (Abnutzung und Erhaltung) wöchentlich 20 Mk., oder jährlich 1040 Mk., für eine Wadg jährlich 600 Mk., für Telefon 150 Mk., Kühlraumgebühren 150 Mk., Steuern 300 Mk., Schlachtviehvericherung 200 Mk., Schlachtgebühren 1586 Mk., jährliche Ladenmiete mit Wohnung 600 Mk. Sonach beziffert sich die Unkosten pro Jahr auf 6906 Mk. Zieht man diese von der Summe von 22770 Mark ab, so verbleibt ein Verdienst von 15864 Mk.

Sieht die Lohnlöhne nach! In vielen Betrieben ist es üblich, den Arbeitern den Lohn in sogenannten Lohnlöhnen zu verabfolgen. Auf den Löhnen, die von dem Lohnkassierer geschloffen werden, ist die Summe angegeben. So gewissenhaft der betreffende Fabrikbeamte auch arbeiten mag, es ist doch nicht ausgeschlossen, daß er sich einmal verfährt, daß also der Inhalt der Löhne nicht mit der auf ihr ausgeschriebenen Lohnsumme übereinstimmt. Es liegt deshalb im Interesse des Lohnempfängers, den Inhalt zu prüfen und mit der angegebenen Summe zu vergleichen. Hierbei muß aber folgendes beachtet werden. Der Lohn ist sofort und zwar innerhalb des Raumes nachzuprüfen, in dem er ausgezahlt wurde; Reklamationen sind sofort anzubringen. Verläßt er den Raum, so kann er nach mehreren Gewerbegerichtsentscheidungen seiner Ansprüche verlustig gehen, weil eine eingehende Kontrolle dann nicht immer möglich ist. So sind mehrere solcher Klagen von Gewerbegerichten abgewiesen worden, weil Arbeiter den Lohnzahlungsraum verlassen hatten und eine sofortige Kontrolle der Lohnkasse keinen Überschub ergab. In anderen Fällen, in denen die Reklamation sofort erfolgte, wurden bezahlte Firmen zur Zahlung der Lohnlöhne verurteilt, trotzdem der Kassenturz auch keinen Überschub ergab. Jeder Lohnempfänger verfähre also danach.

Gefundene Leiche. Am Sonnabend nachmittag wurde von Fischern im Kanal die Leiche des Arbeiters Ernst Müus gefunden, der seit Sonntag abend vermißt wurde. Der Verstorbene hatte eine Dampferfahrt nach Büssau mitgemacht, war in fidele Stimmung zurückgekommen und ward seit der Zeit nicht mehr gesehen. Etwa eine halbe Stunde nach der Ankunft des Dampfers bei der Fingertorbrücke sollen Hilferufe gehört worden sein, doch konnte man durch sofort angeforderte Nachforschungen keinen Verunglückten entdecken. Am Montag wurde an der mutmaßlichen Unfallstelle gefischt, doch verunglückt sei, leider bestätigt.

b. Aus dem Gerichtssaal. Die Kassiererin J. aus Wollin hatte sich am Freitag vor der Strafkammer wegen Urkundenfälschung und Betrugs zu verantworten. Der Angeklagten wurden einmal 18 Mk. Mantelgelder von ihrem 90 Mk. betragenden Monatsgehalt abgezogen, wodurch sie ihren Verpflichtungen nicht gerecht werden konnte. Um aus der Patsche herauszukommen, setzte sie auf

einen Gutschein den Namen eines Abteilungscheffs des Warenhauses, in dem sie angestellt war, und verschaffte sich dadurch den Betrag von 450 Mk. Drei Wochen Gefängnis wurden ihr unter Berücksichtigung mildernder Umstände auferlegt. — Der Landmann S. aus Barghorst hat durch falsche Vorpiegelung seiner Vermögenslage zwei Mühlenbesitzer zu größerer Kreditgebung veranlaßt, so daß diese beim Konkurs des S. Schaden erlitten. Die von dem Angeklagten gekaufte Landstelle wurde von ihm mit 20000 Mk. anbezahlt und sein Vater leistete Zuschüsse in Höhe von 46000 Mk., die er durch Hypothek vorher mit 67000 Mk. beschwert, und so trugen die Kredit gewährenden Mühlenbesitzer den Hauptschaden. S. wurde zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. — Am Sonnabend war die in einer Räumerei beschäftigte jugendliche Arbeiterin J. aus Schlutup wegen Urkundenfälschung angeklagt. Sie hatte auf der Geburtsurkunde ihr Alter von 15 Jahren in 16 umgeändert, um in den Besitz einer Invalidentarte zu gelangen. Der Anklagevertreter beantragte für die fiktive Tat eine Woche Gefängnis und wies auf bedingte Begnadigung hin. Das Gericht erkannte jedoch nur auf einen Verweis. — In der Berufungssache des Heizers B., der vom Schöffengericht wegen Körperverletzung zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt worden war, wurde die Strafe auf vier Monate ermäßigt. Die Übertretungsstrafe von 20 Mk. bleibt bestehen.

Die öffentliche Badeanstalt Markt in der Vorstadt St. Gertrud wird von heute Montag, 17. d. M., ab geöffnet sein: an den Werktagen von 5 Uhr vormittags bis 1/2 Uhr nachmittags und von 6 1/2 Uhr nachmittags bis 9 Uhr abends, mittags und an den Festtagen von 5 Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags. Das Baden ist unentgeltlich. Der Gebrauch von Badehosen ist vorgeschrieben. Auf Verlangen wird das Schwimmpersonal des hiesigen Regiments zum Schwimmunterricht erteilt. Für diesen Unterricht ist bei der Anmeldung dem Oberaufseher im Voraus gegen Leistung eine Vergütung von 3 Mark zu zahlen.

Arbeitererlöf. Der auf dem Baldischen Sägewerk beschäftigte Arbeiter Schäfer geriet am Sonnabend nachmittag mit der linken Hand in die Abriehtmaschine und verletzte sich erheblich. S. mußte sich sofort in ärztliche Behandlung begeben.

Schwankende Gesundheit. Die Sterblichkeitsziffern haben sich zu Ende des Monats Mai und Anfang Juni in der Mehrzahl der deutschen Städte erheblich gebessert. In der Woche vom 21. Mai bis 1. Juni starben auf 1000 Einwohner und auf 5000 Einwohner von den Städten mit mindestens 70000 Einwohnern in Aachen 20,4, Altona 13,5, Augsburg 18,3, Barmen 15,8, Berlin 13,6, Bielefeld 13,2, Bochum 17,7, Bonn 14,9, Braunschweig 11,6, Bremen 12,3, Breslau 14,1, Charlottenburg 10,6, Chemnitz 14,4, Cöln 13,5, Düsseldorf 13,1, Frankfurt 13,8, Gießen 12,5, Hamburg 13,1, Hannover 13,5, Harburg 12,3, Heilbronn 12,2, Kassel 12,2, Kattowice 12,2, Köln 12,2, Königsberg 11,9, Leipzig 12,1, Lübeck 13,8, Magdeburg 13,5, Mainz 14,5, Mannheim 12,2, München 12,7, Nürnberg 12,8, Osnabrück 12,2, Paderborn 12,2, Regensburg 12,2, Rostock 12,2, Saarlouis 12,2, Schwerin 12,2, Speyer 12,2, Stuttgart 12,2, Tübingen 12,2, Ulm 12,2, Wiesbaden 12,2, Worms 12,2, Würzburg 12,2, Zabrze 12,2, Zwickau 12,2.

Die Stadthallen wurden am letzten Sonnabend vor einem geladenen Publikum wieder eröffnet, nachdem durch einen unfaßlichen Umbau der große Saal weitgehende Veränderungen und Verbesserungen erfahren hat. Die Decke des Saales ist niedriger gelegt und gerade gerichtet worden; zahlreiche Glühlampen, die an derselben angebracht sind, erhellen den weiten Raum. Die Logen sind bis zur Öffnung der Bühne vorgebaut worden; im Parkette sind Logen eingerichtet, die einen vorzüglichen Überblick über die Bühne gewähren. Anstelle der Stühle sind Klappstühle gesetzt worden, die in so weiten Abständen zueinander gestellt sind, daß dem Publikum dadurch ein bequemer Durchgang gesichert ist. Nach hinten zu sind die Sitze höher gelegt, so daß man auch auf den letzten Plätzen gut sehen kann. Das Orchester ist verkleinert worden. Der ganze Raum macht jetzt den Eindruck eines vornehmen Theaters. Auch die äußerlichen Verhältnisse scheinen, soweit das bisher zu beobachten war, eine wesentliche Verbesserung erfahren zu haben. Bei der Eröffnungsfest wurden zunächst mehrere Musikstücke von der Stadtkapelle zum Vortrag gebracht. Dann gelangte der bekannte Sinfoniker „Die Schulkreierin“ zur Aufführung. Die Herren Demuth, Geydrich und Kugelberg, sowie Fräulein Muntz, die allerdings etwas zu geziert spielte, machten sich um die Vorstelllung verdient. Frau Key-Groß sang mit sympathischer Stimme einige Lieder und Arien, die den reichsten Beifall des Auditoriums fanden. — Am Sonntag wurde vor sehr gut besetztem Hause „Bis früh um fünf“ von Fr. Seib dargestellt. Fäglich findet, wie schon erwähnt, vor und nach der Vorstellung, sowie in den Zwischenpausen Gartenkonzert statt.

Wittmann-Theater. Man schreibt uns: Morgen wird Herr Wahlberg uns den „Othello“ vorführen, seine Glanzrolle, die er am Hoftheater in Dresden mit so kolossalem Erfolge gespielt, daß nach Schluß der Vorstellung die Intendanten ihm einen Betrag auf 7 Jahre unterbreiteten. In der bevorstehenden Spielzeit wird er dabei selbst mit „Othello“ sein Engagement antreten. Die vielen Verehrer des hervorragenden Künstlers werden sich die Gelegenheit sicher nicht entgehen lassen, ihn in dieser Partie zu bewundern. Den Wünschen der Theaterbesucher nachkommend, hat die Direktion das Gastspiel des Herrn Wahlberg noch um einige Tage verlängert. Mittwoch findet die letzte Aufführung von Rudolf Herzogs: „Die Condottieri“ statt und für Donnerstag ist: „Kean“ mit Hans Wahlberg in der Titelrolle neu einstudiert.

Paffingen. Eine kleine Momentaufnahme aus unserer göttlichen Weltordnung. Der Arbeiter L., der nach ärztlichem Urteil völlig erwerbsunfähig ist, war durch gerichtliches Urteil verpflichtet, seine Wohnung beim Hauswirt Oldenburg bis zum 16. Juni zu räumen. Da L. mittellos und Vater von sieben Kindern ist, so fand er nirgendwo Unterkunft und wandte sich deswegen an den Ortsvorsteher, damit dieser für ihn eine Wohnung besorgen solle. Es wurde dann auch eine Veranlassung der Hausbesitzer einberufen, die sich mit der Angelegenheit zu befassen hatte, doch niemand wollte die Familie bei sich aufnehmen. Am letzten Sonnabend morgen lag Oldenburg die Leute ohne weiteres auf die Straße setzen, unbeteiligt darüber, ob ihre wenigen Möbeln durch die Witterung beschädigt oder die Kinder frieren würden. Bemerkte sei noch, daß die Frau sich in gelegenen Umständen befindet. Nachdem die Familie den Tag über auf der Straße kampiert hatte, verfügte der Ortsvorsteher, daß die Wohnung, welche L. bisher inne gehabt hatte, geöffnet würde und der Vermittelte sie wieder zu beziehen habe. Jetzt ist die Familie also wieder unter Dach und Fach, doch auf wie lange, ist eine andere Frage. Wie verlauret, soll demnächst die Wohnung wieder zwangsweise geräumt werden und dann befinden sich Eltern und Kinder abermals auf der Straße, allen Unbilden der Witterung preisgegeben. Und das geschieht alles von Rechts wegen. Fürwahr, wir leben unter einer Gesellschaftsordnung, deren Götlichkeit von allen Staatsföhlen so sehr gerufen wird; ob L. auch noch an diese Götlichkeit glaubt, dürfen wir wohl nach Vorstehendem sehr bezweifeln.

Dömitz. Schwer verbrannt. Die Familie des Wärders Georg Ahrens wurde Freitag morgen von einem schweren Unglücksfall betroffen. Die Schwiegertochter des alten Ehepaars nahm gegen 9 Uhr im Hause einen intensiven Petroleumgeruch wahr. Als sie in die Wohnung ihrer Schwiegereltern eindringen wollte, fand sie die Tür von innen verschlossen. Darauf schlug sie von der Straße aus ein Fenster zur Wohnstube ein, aus welcher ein dicker Rauch herauszog. Die schon bejahrte Frau Ahrens lag, am ganzen Körper brennend, vor dem Fen. Das Bett brannte ebenfalls. Herbeieilende Nachbarn löschten die Flammen. Die Kleider der Verunglückten waren vollständig verbrannt und der Körper über und über mit Brandwunden bedeckt. Die Ohren waren schon länglich verkohlt. Sie gab nur noch schwache Lebenszeichen von sich. Der herbeigerufene Arzt ordnete die sofortige Überführung ins St. Bartholomäus Krankenhaus an, doch wird an dem Aufkommen der Frau gezweifelt. Die Ursache des Unglücksfalles ist noch nicht bestimmt festgestellt, wahrscheinlich hat die Frau die Tat in einem Anfall von Geistesstörung begangen. Die gerichtliche Untersuchung ist eingeleitet. Die Schwiegertochter hat sich beim Einschlagen der Fensterscheibe die Hand nicht unerheblich verletzt.

Hamburg. Eine treffende Antwort, die zur Nachahmung zu empfehlen ist, haben die hiesigen Fleischergesellen ihren Meistern erteilt. Wie in einer Versammlung der Schlachtergesellen mitgeteilt wurde, hat der Innungsvorstand den Gesellenausschuß gebeten, die Gesellen möchten zu Ehren der auswärtigen Delegierten, welche hier den Verbandstag Deutscher Fleischer besuchen, einen Fackelzug veranstalten. Der Gesellenausschuß lehnte dies Ansuchen rundweg ab und erklärte, daß die Hamburger Gesellen durchaus keine Veranstaltung hätten, die Schlachtermeister durch eine solche Huldigung zu ehren. Die Versammlung erklärte sich mit diesem Vorgehen einverstanden. — Das leidige Perarrutschen auf dem Treppengeländer hat wieder einmal ein Opfer gefordert. Ein bei seinen Pflegeeltern in der Heilmannstraße 19, IV, wohnender acht Jahre alter Waisenknabe wurde ausgeschickt, um Senf zu holen. Um nun schneller nach unten zu gelangen, rutschte er auf dem Treppengeländer hinab. Dabei fiel er von der dritten Etage in die Tiefe; er hatte einen Schädelbruch erlitten und war auf der Stelle tot.

Hamburg. Ein ganz gemeiner Streich. Wegen wissenschaftlicher Anschuldbildung wurde vor dem Landgericht gegen den Kaufmann Gustav Rudolf Clarus Wolgast Anklage erhoben. In der Nacht zum 19. Juni v. J. erstattete W. auf der Hopfenmarktwahe Anzeige, daß ein junges Dienstmädchen, das sich auf der Wache Schutz gegen seine Belästigung erbat, einem Fremden von ihm in einem Café am Jungfernstieg ein Zwanzigmarkstück gestohlen habe. Diese Anzeige soll eine wissenschaftlich falsche gewesen. Der Herrganz des Vorfalls, der zu der Anzeige und ferner zur Erhebung der Anklage führte, wird von W. folgendermaßen dargestellt: Er habe am Abend des 18. Juni mit einem Bekannten, den er auf der Reise von Kopenhagen hierher kennen gelernt, in einem Café am Jungfernstieg gekneipt, und dort sei dem Bekannten von einem Mädchen, das sich zu ihnen gesellt habe, ein Zwanzigmarkstück gestohlen worden. Als er dann später allein wegging, habe er am Jungfernstieg ein Mädchen gehen sehen, das er für die Diebin gehalten und deshalb bis zum Hopfenmarkt verfolgt habe. Als sich das Mädchen an einen vor der Wache stehenden Schutzmann wandte und sich über seine Belästigungen beschwerte, habe er dem Schutzmann gesagt, es sei eine, die „anschaße“, und er wolle nicht, daß sie sich von einem anderen Herrn nach Hause bringen lasse. Er sei dann dem Mädchen weiter gefolgt, habe sie dann gestellt und nach der Wache hingeführt, wo er dann die Anzeige im besten Glauben erstattet habe. Über den angeblich bestohlenen Freund, dessen Namen und genaue Adresse er sogar auf der Wache angegeben hat, liße nichts zu ermitteln gewesen; weder er selbst, noch die Polizeibehörde haben den Freund ausfindig zu machen vermocht. Das also beschuldigte Mädchen befindet sich als Zeugin; daß es, an dem betreffenden Abend, vom Dammtorbahnhof kommend, über den Jungfernstieg nach dem Rathausmarkt zu gegangen sei. An der Ecke des Rathauses sei plötzlich der Angeklagte sei. An der Ecke des Rathauses sei an einem Arm gepackt und sie herangeraten und habe sie in einem Café zu gehen, worauf sie sich eingelassen und die Belästigung sich verbeten habe. Nun habe sie der Angeklagte verfolgt bis an den Hopfenmarkt, wo sie sich an einen gerade aus der Wache herauskommenden Schutzmann mit der Beschwerde wandte, daß sie von W. belästigt werde. Der Schutzmann habe W. nur aufgeföhrt, lästigt in Ruhe zu lassen und sei dann wieder in die Wache zurückgekehrt. Als W. sie dann weiter verfolgte und zurückgekehrt, sei sie nach der Wache zurückgegangen, in die Wache stube gekommen und habe um Schutz gegen den Verfolger gebeten. In diesem Augenblick sei W. in die Wache gekommen und habe sie des Diebstahls beschuldigt. Diese Darstellung, soweit sich's um die Vorgänge vor und auf der Wache handelt, werden von zwei Schutzleuten Wort für Wort bestätigt. Der Zeugin wird von ihrer Dienstherren ein vorzügliches Zeugnis nach jeder Richtung hin erteilt. Während der Angeklagte behauptet, daß er an jenem Abend stark betrunken gewesen sei, haben weder die Zeugin noch die Schutzleute derartige Bemerkungen gemacht. Außerst merkwürdig erscheint es sowohl dem Vorsitzenden als auch einigen der Herren Richter, daß sich W. am anderen und an den folgenden Tagen nicht die geringste Mühe gegeben hat, irgend einen Beweis zu erbringen, daß jener Diebstahl überhaupt stattgefunden hat, noch die angeblich bestohlene Persönlichkeit zu ermitteln. Der Staatsanwalt ist durch die Beweisaufnahme

von der Schuld des Angeklagten vollkommen überzeugt. Aus Ärger über die Abweisung seiner Annäherungsversuche habe er wissentlich die falsche Anzeige gegen die völlig unbescholtene Zeugin erstattet. Dies ergebe sich aus dem ganzen Verhalten des Angeklagten und seiner früheren und heutigen Angaben. Aus diesem Grunde sei er zu verurteilen. In Anbetracht der an den Tag gelegten gemeinen Gesinnung dürfe die Strafe nicht zu gering sein, und beantrage er daher eine Gefängnisstrafe von 10 Monaten und 2 Jahren Ehrverlust. Das Urteil lautet auf — Freisprechung. Das Gericht glaubt dem Angeklagten, daß der angebliche Diebstahl vorgekommen ist, ist aber davon überzeugt, daß

das beschuldigte Mädchen nicht die Diebin war. Es sei aber anzunehmen, daß der Angeklagte an den Diebstahl geglaubt hat. Es wird aber vom Gericht angenommen, daß der Angeklagte nicht so völlig nichtig gewesen ist, wie die Zeugen annehmen. Anders sei sein Benehmen nicht zu erklären. Mit nüchternen Sinnen hätte er sich sagen müssen, daß er bei dem doppelten Hinfallen könne. Ein Beweis, daß er die Anzeige wissentlich falsch erstattet, sei nicht erbracht. Aus allen diesen Erwägungen ist das Gericht zu dem freisprechenden Urteil gelangt. (Der Angeklagte kann sich freuen, daß er Kaufmann und nicht nur Arbeiter und die von ihm Verurteilte und Beschuldigte nur Dienstmädchen und

nicht eine Senatoren- oder gar Nichtertochter ist, in welchem Falle möglicherweise ein anderer Maßstab angewandt und die Erwägung anders ausgefallen sein dürfte. D. R.)

Sternschanz-Viehmarkt

15. Juni.
Der Schweinehandel verlief flauer.
Zugeführt wurden 2002 Stück, davon vom Norden — Stück, vom Süden — Stück. Preis: Versandschweine schwere 51 Mk., leichte 53 Mk., Sauen 44—47 Mk. und Ferkel 48—53 Mk. pro 100 Pfund.

Anna Höhncke
Alfred Vogel
Verlobte.
Lübeck, 3. St. Stabe.
16. 6. 1907.

Durch Unglücksfall starb am Sonntag, den 9. Juni, unter lieber unvergeßlicher Sohn, Bruder und Schwager

Ernst Muuß

im 28. Lebensjahre.
Dieses zeigen tiefbetrübt an
Die trauernden Hinterbliebenen.
Wilh. Vlerogge u. Frau geb. Muuß,
Brüder und Schwestern,
sowie alle, die ihm nahe standen.
Die Beerdigung findet am Mittwoch, den 19. d. M., vorm. 10 1/2 Uhr, von der Kapelle (Burgtor) aus statt.
Beginn der Trauerfeier 10 1/4 Uhr.

Deutscher Metallarbeiterverband

(Verwaltungskasse Lübeck.)
Durch Unglücksfall starb unser Mitglied der Arbeiter

Johann Bruhse.

Wir rufen ihm ein Ruhe sanft nach.
Die Beerdigung findet Dienstag, den 18. d. Mts., vorm. 10 1/2 Uhr von der Burgtor-Kapelle aus statt.
Kollegen, welche an der Begräbnisfeier sich beteiligen wollen, werden gebeten 9 1/2 Uhr im Vereinshaus zu erscheinen.
Die Ortsverwaltung

Zwei Stuben sofort zu vermieten
Schlunacherstraße 1.

Zu vermieten zwei 2 Stuben-Wohnungen, 170 und 180 Mk. (Königsstr. 9a.)
Leute ohne Kinder suchen zum 1. Oktober
Zweizimmer-Wohnung vorm Holstentor im Pr. bis 200 Mk.

Off. u. H 46 an die Exp. d. Bl.
Gesucht zum 1. Juli eine Wohnung von 3 Stuben vorm Holstentor im Pr. bis 250 Mark.

Off. u. M an die Exped. d. Bl.
Gesucht zum 1. Oktober eine abgeschlossene Parterrewohnung im Preise bis 200 Mk. in Stadt oder vorm Holstentor.

Ang. u. A D 3 an die Exp. d. Bl.
Leute ohne Kinder suchen zum 1. Oktober
Dreizimmer-Wohnung im Preise von 240 bis 250 Mk., am liebsten Friedenstraße oder deren Nähe. Ang. u. H 20 an d. Exp.

Gesucht
ein Schuhmachergeselle.
P. H. Bernhard, Hüterdamm 10.

Gesucht per sofort
ein kräftiger Laufbursche.
Friedr. Becker, Heinrichstraße 38.

2 Jünglings-Auszüge billig zu verkaufen
Dornestraße 8.

Ein kleines Haus zu verkaufen.
Näheres in der Exped. d. Bl.

Zu verkaufen 1 schwarzer Kragen, Kleider,
Wäse billig
Schilbstraße 5.

Fahrrad, gut erhalten, billig zu verkaufen
Blücherstraße 15, pt.

Ein starkes Fahrrad für 20 Mk.
zu verkaufen.
Blücherstraße 15, pt.

Verein für Feuerbestattung, Lübeck.

Sonntag, den 23. Juni, morgens:
Ausflug nach Hamburg
zur Besichtigung des Krematoriums, der inneren Einrichtung desselben, des Reineshaines u. s. w. in Ohlsdorf,
unter Führung des 1. Vorsitzenden des Hamburger Vereins, Dr. jur. E. D. Brackenhoeft.
Nahfahrpreis III. Klasse Lübeck-Hamburg Hauptbahnhof und zurück Mk. 3 für die Mitglieder.
Anmeldungen zur Teilnahme, ob Herren oder Damen, baldigst erbeten, spätestens bis 19. Juni, bei Herren G. Weiland, Königsstr. 79, und unserem Schriftführer Nolte, St. Gertrudring 24. Programmernahme und Mitglieder-Neuanmeldungen (Jahresbeitrag Mk. 1) ebenfalls.

Schulschreibhefte

empfiehlt die
Buch- und Papierhandlung von Friedr. Meyer & Co.
Johannisstraße 46.

Deutscher Transportarbeiter-Verband.

(Zahlstelle Lübeck.)
Am Sonntag, den 9. Juni, verstarb infolge eines Unglücksfalles unser langjähriger Kollege

Ernst Muuß

im Alter von 28 Jahren.
Der Verstorbene war uns ein lieber, treuer Kollege, dessen Andenken wir stets in Ehren halten werden.
Die Beerdigung findet am Mittwoch, 19. Juni, vorm. 10 1/2 Uhr, von der Burgtor-Kapelle aus statt.
Abmarsch der Kollegen zur Teilnahme an der Beerdigung vorm. 9 1/2 Uhr präzis vom Vereinshaus.
Der Vorstand.

Ein möbliertes Zimmer zu vermieten
Rosenstraße 18/2.

Gutes Logis zu vermieten
Engelswisch 24.

Eine Wohnung zum 1. Juli zu vermieten
Mühlenstraße 91/6.

Eine der interessantesten politischen Zeitungen der Reichs-Hauptstadt ist die im 55. Jahrgange stehende altbewährte

Berliner Volks-Zeitung

mit reich illustriertem Sonntagsblatt
Chefredakteur: Karl Volkrath.
Die „Berliner Volks-Zeitung“ ist die billigste der täglich zweimal

erscheinenden deutschen Zeitungen, sie ist eine unabhängige Zeitung, die mit den großen weltbewegenden Problemen des zwanzigsten Jahrhunderts vertraut macht, die dem Volke zeigt: was es ist, was es kann und was es aus politischen, sittlichen und wirtschaftlichen Gründen tun muß, um den höchsten Zielen des Staatslebens und der Menschheits-Entwicklung zuzustreben.

80 Pfg. monatlich bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches.

Im Roman-Feuilleton erscheint demnächst
Die blaue Laterne von Paul Lindau.
Ein neuer Roman von Lindau ist immer ein Ereignis. Die neueste Schöpfung des berühmten und beliebten Schriftstellers beleuchtet mit feiner Spottlust das moderne Großstadtleben und die modernen Gesellschaftskreise in ihren verschiedensten Abstufungen. Der Name Lindau genügt, um etwas überaus Feines, Bedeutendes erwarten zu dürfen, und in der Tat wird das farbenreiche Bild, das uns der Dichter von dem Getriebe unserer reichbewegten Zeit gibt, berechtigtes Aufsehen erregen.

Expedition der „Berliner Volks-Zeitung“
Berlin SW. 19, Jerusalemmer Straße 46—49.

Feine und Hausstandswäsche wird gewaschen und geplättet
Wandorpstraße 34, I.
Annahme: Ritterstraße 8a, I.

Uhrfeder einsetzen 1.50 Mk.
Taschenuhr reinigen 1.50 Mk.
1 Jahr Garantie.
Ernst Gentzen, Uhrmacher
Königsstraße 62, h. d. Hitzstraße
Gebe rote Rabattmarken.

Adolf Hübner, Uhrmacher u. Goldarbeiter, Jänfshaus 13.

Friedr. Paetau

27 Mühlenstraße 27.
Prima dicke Flohmen Pfd. 60 Pfg.
Kopf und Bein - 20 Pfg.
Schnauzen und Pfoten - 15 Pfg.
1 Posten geräuch. Wurst - 60 Pfg.

Vereinigte Butterhändler von Lübeck und Umgegend.

Allerfeinste Meiereibutter
kostet Pfund 1,20 Mark.

Verband d. Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter u. Arbeiterinnen Deutschl.
(Zahlstelle Lübeck.)

Mitglieder-Versammlung

am Dienstag, 18. Juni, abends 8 1/2 Uhr
im Vereinshaus, Johannisstraße 50-52.

Tages-Ordnung:
1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Parteibericht.
3. Komiteewahl zum Stiftungsfest.
4. Verschiedenes.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Die Ortsverwaltung.

Für Hausstandsklumpen 4 Pfg. per Pfund aufwärts, für Eisen und Metalle zahle höchste Preise. Bitte Postkarte.
Waisenhoffstraße 25.

Achtung! Gärtner St. Gertrud!

Zur Besprechung einer besonderen Angelegenheit werden die Gärtner-Söhne genannter Vorstadt freundl. gebeten, am Donnerstag, den 20. Juni, abends 9 Uhr, im „Tiergarten“ sich einzufinden zu wollen.
Der Einberufer.

Wilhelm-Theater.

Dienstag: 32. Abonnements-Vorstellung.
Gastspiel des Hoftheaters H. Wahlberg.
Othello,
der Mohr von Venedig.
Othello — Hans Wahlberg.
Anfang 8 Uhr.
Mittwoch: Rudolf Herzog's
Die Condottieri.

Stadthallen-Theater.

Direktion: Ludwig Piorkowski.
Dienstag, den 18. Juni:
Das zweite Gesicht.
Lustspiel in 4 Akten v. Oskar Blumenthal.
Mittwoch, den 19. Juni:
Olympische Spiele.
Feierste Novität der Spielzeit!
Täglich:

Garten-Konzert.

Billetvorverkauf bei F. W. Kaibel und Otto Borchers, Breitestraße, sowie an der Theaterkasse.
Dugendbillets an der Theaterkasse.
Loge 18 Mk., Orchesterlog 15 Mk.,
1. Parkett 9 Mk., II. Parkett 7,50 Mk.,
Balkon 6 Mk., Parterre 4 Mk.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete“ und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Böwig; für den gesamten übrigen Inhalt: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtliche in Lübeck.

Die deutsche Arbeiterklasse und die russische Revolution.

Wir haben bereits kurz erwähnt, daß die Genossin Rosa Luxemburg dem russischen Parteitag die Grüße des deutschen Parteivorstandes übermittelte und nach der Ausföhrung dieses Auftrages eine längere Rede in russischer Sprache gehalten hat. Wir geben diese nachstehend wegen ihres Rückblicks auf die deutschen Verhältnisse ausführlicher wieder:

Genossen! Der Parteivorstand der Sozialdemokratie Deutschlands hat, nachdem er von meiner Absicht erfahren hat, Ihren Parteitag zu besuchen, dies als willkommenen Anlaß genommen, um mit den Aufrag zu geben, Ihnen seine brüderlichen Grüße zu übermitteln.

Ich kann Sie versichern, daß der deutsche Parteivorstand dabei den wahren Geföhlen von Hunderttausenden, ja Millionen deutscher klassenbewußter Proletarier Ausdruck verleiht, denn die Arbeiterklasse Deutschlands folgt mit tiefster Sympathie in größter Aufmerksamkeit den revolutionären Kämpfen ihrer russischen Brüder.

Die deutsche Sozialdemokratie hat auch schon durch Taten bewiesen, wie sehr sie bereit ist, aus dem reichen Schatz der Erfahrungen der russischen Revolution für sich befruchtende Lehren zu schöpfen. Die Resolution des Senaer Parteitages betreffend den Massenstreik war die erste wichtige Lehre, die unsere Partei aus den Kämpfen des russischen Proletariats gezogen hat. Als in der russischen Revolution der Massenstreik zum erstenmal in einer ganz neuen Form zur Anwendung kam, nicht als Gegensatz zum politischen Kampf, sondern als dessen Werkzeug, nicht als ein Wundermittel, um einen plötzlichen Sprung ins sozialistische Senfeld zu vollbringen, sondern als Mittel des Klassenkampfes um die elementarsten Freiheiten eines modernen Verfassungsstaates, da war die deutsche Sozialdemokratie die erste, dieses neue Kampfmittel im Prinzip ihrer Rüstkammer einzuverleiben. Und wohlgeuerkt, Genossen, zur Ehre des deutschen klassenbewußten Proletariats muß es ausdrücklich hervorgehoben werden, daß unsere Partei sich bei ihrer Frontänderung in der Frage des Massenstreiks nicht etwa von den äußeren Erfolgen der russischen Revolution hat leiten lassen, von Erfolgen, die ja auch bürgerlichen Politikern zu imponieren imstande waren. Der Senaer Beschluß wurde gefaßt mehr als einen Monat vor dem ersten und bis jetzt einzigen großen Sieg der Revolution und des Massenstreiks, vor den denkwürdigen Oktobertagen und dem durch sie dem Absolutismus abgezwungenen Verfassungs-Manifest vom 30. Oktober 1905, das ja selbst dem feigsten deutschen liberalen Blatt die Macht der revolutionären Bewegung vordemonstriert hatte! Bis dahin hatte das russische Proletariat trotz der heldenhaftesten Kämpfe nichts als äußere Niederlagen zu verzeichnen, und doch hat die deutsche Arbeiterklasse mit sicherem Klasseninstinkt herausgehöhlt, daß sich unter diesen scheinbaren äußeren Niederlagen eine beispiellose Entfaltung der proletarischen Macht und die sichere Gewähr der künftigen Siege offenbart. Die Oktober- und Novembertage des Jahres 1905, der Höhepunkt der revolutionären Welle, den sie in der Dezemberkrise in Moskau erreichte, haben die Stimmung in den Reihen der deutschen Sozialdemokratie noch mehr gehoben. Zumal nach den großen Wahlrechtsdemonstrationen in Osterreich wurde in Deutschland um das Neujahr 1906 herum sogar die Frage erörtert, ob es nicht an der Zeit sei, unmittelbar in dieser oder jener Form Massenstreiks oder Massendemonstrationen als Mittel im Kampfe um das allgemeine Wahlrecht zum preußischen und sächsischen

Landtage sowie zur Hamburger Bürgererschaft in Anwendung zu bringen. Diese Frage wurde verneint. Der Gedanke, große Massenbewegungen künstlich zu züchten, ist abgelehnt worden, doch wurde am 17. Januar 1906 in Hamburg ein halbtägiger demonstrativer Massenstreik veranstaltet, der aufs glücklichste abgelaufen ist und eine äußerst anregende und erhebende Wirkung auf die breitesten Schichten des Proletariats in dieser alten Hochburg der deutschen Sozialdemokratie ausgelöhbt hat.

Das folgende Jahr hat dem russischen Proletariat, äußerlich genommen, nur eine Reihe von Niederlagen gebracht, und auch für uns in Deutschland hat es mit einer äußeren parlamentarischen Niederlage bei den Reichstagswahlen vom 25. Januar 1907 geschlossen. Wie Sie wissen, haben sich gegen uns bei diesen Wahlen alle bürgerlichen Parteien mit Ausnahme des Zentrums zusammengeschlossen zu einem reaktionären Block, für den es nur eine wirkliche Wahlparole gab: Nieder mit der Klassenvertretung des aufstrebenden Proletariats, nieder mit der Sozialdemokratie! Noch nie war das Lassalle'sche Wort von der „einen reaktionären Masse“ des Bürgertums so kraftig in Verwirklichung gegangen, wie bei diesen Wahlen. Will man in wenigen Worten das historische und politische Fazit aus der jüngsten Reichstagswahl ziehen, so kann man sagen: Deutschland hat sich nach dem 25. Januar und dem 5. Februar 1907 als ein einzig dastehendes modernes Land herausgestellt, in dem der bürgerliche Liberalismus, die bürgerliche Demokratie im eigentlichen Sinne dieses Wortes nicht mehr existieren. Sind es doch vor allem die Verrätereien des Liberalismus, die uns in den letzten Wahlen der junkerlichen Reaktion ausgeliefert haben, und obwohl die Liberalen nunmehr gestärkt an Zahl in den Reichstag eingezogen sind, so sind sie heute nur noch unter liberalem Schilde die genasführten Handlanger der Reaktion.

Diese Sachlage hat auch bei uns eine Reihe von Fragen zur Erörterung gebracht, die für Sie von aktuellem Interesse sind. So viel ich weiß, erblickten viele russische Genossen eine besondere Schwierigkeit des proletarischen Kampfes in Rußland darin, daß das Proletariat im Sinne seiner Klasseninteressen gegen die herrschenden Klassen, gegen das Bürgertum auftreten und doch zugleich erst die grundlegendsten liberalen und demokratischen Bedingungen eines modernen Staatslebens schaffen muß. In gewissem Maße sind wir in Deutschland in derselben schwierigen Lage. Bei der völligen Entartung des bürgerlichen Liberalismus fällt uns, der Partei des Proletariats, nicht nur die Verletzung der unmittelbaren materiellen und sozialen Klasseninteressen der Ausgebeteten zu, sondern auch die Verteidigung der elementarsten bürgerlichen Freiheiten. Geschweige, daß wir zu den meisten Landtagen noch überhaupt kein allgemeines Wahlrecht besitzen, daß wir noch an großen Überresten des mittelalterlichen Feudalismus, wie die Gefindeordnung, zu leiden haben, so sind selbst die kümmerlichen Freiheiten, die wir bereits besitzen: das allgemeine Wahlrecht zum Reichstag, das Koalitionsrecht, das Vereins- und Versammlungsrecht keineswegs sichergestellt. Vielmehr müssen wir beständig vor reaktionären Attentaten auf diese elementarsten Rechte auf der Hut sein. Und in allen diesen Fragen ist der bürgerliche Liberalismus ein völlig unzuverlässiger Bundesgenosse, in allen diesen Fällen ist das klassenbewußte Proletariat die einzige sichere und feste Schutzwehr der demokratischen Entwicklung Deutschlands.

Im Zusammenhang damit hat der Ausfall der letzten Wahlen wieder die alte Frage unserer Haltung gegenüber dem bürgerlichen Liberalismus für einen Moment auf die Tagesordnung gesetzt. Es wurden vereinzelt Stimmen laut, die diesen vorzeitigen Verfall des Liberalismus bitter

beklagten, es wurde uns vom Auslande her, aus Frankreich, der Rat gegeben, den Liberalismus etwas mehr zu schonen, da wir seiner dringend bedürftigen zum Kampfe wider die Reaktion; wir sollten dem Liberalismus gewissermaßen noch eine Gnadenfrist gewähren, um ihm die Möglichkeit zu geben, seinen guten Willen zu zeigen. Allein diese Ratschläge wie jene vereinzelt wehklagenden Stimmen wurden von der Partei mit einer Einmütigkeit wie nie vorher zurückgewiesen. Nicht etwa ein Flügel, eine Strömung innerhalb der Partei, sondern die ganze deutsche Sozialdemokratie ist sich heute darüber klar, daß wir von unserer prinzipiellen proletarischen Politik dem Liberalismus zuliebe auch nicht ein Zota aufgeben dürfen. Ganz entgegengesetzt sind die Schlüsse, die das klassenbewußte Proletariat in Deutschland aus den letzten Reichstagswahlen zieht: wenn der bürgerliche Liberalismus innerlich so verkommen ist, daß ihn jede energisere Geste des proletarischen Klassenkampfes gleich in die Arme der Reaktion treibt, dann ist er auch wert, daß er zu Grunde geht. Wir können dieses Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung des Bürgertums bebauern, aber wir können es nicht durch Preisgabe unserer selbst aufhalten oder rückgängig machen. Für uns folgt aus dem Verrat des Liberalismus in den letzten Wahlen nur die Lehre, daß das Proletariat nun noch mehr wie bis jetzt auf sich selbst und lediglich auf sich selbst zu rechnen hat, sowohl im Kampfe um seine unmittelbaren Klasseninteressen, wie in der Abwehr der reaktionären Anschläge auf die demokratische Entwicklung.

Dies ist die Stimmung, Genossen, die in unseren Reihen in Deutschland herrscht und aus der heraus unsere Arbeiterschaft mit doppelter Aufmerksamkeit die Entwicklung der Dinge in Rußland verfolgt. Was nach den jüngsten Wahlen allen klar geworden ist und was das öffentliche Leben Deutschlands beherrscht, ist die Tatsache, daß die Verschärfung der Klassenengegenseite, die innere soziale Reife der Verhältnisse in Deutschland unvergleichlich weiter gediehen sind, als wir es vorher ahnen konnten. Die Marzische Analyse der bürgerlichen Gesellschaftsentwicklung hat wieder eine glänzendere sichtbare Befestigung gefunden, als wir selbst gehofft haben. Und damit ist es allen wieder klar geworden, daß uns diese Entwicklung, diese Verschärfung der Klassenengegenseite unvermeidlich früher oder später in eine Periode stürmischer politischer Kämpfe auch in Deutschland hineintreiben wird.

Auch deshalb blickt das deutsche Proletariat auf die kämpfenden russischen Brüder als auf seine Vorkämpfer, als auf die Vorhut der internationalen Arbeiterklasse. Die russische Sozialdemokratie ist die erste, der die schwierige, aber ehrenvolle Aufgabe zugefallen ist, die Grundsätze der Marzischen Lehre nicht mehr bei regelmäßigem parlamentarischen Verlauf des staatlichen Lebens, sondern mitten in einer stürmischen Revolutionsperiode anzuwenden. Freilich war schon vor der deutschen Revolution von 1848 das erste historische Dokument des wissenschaftlichen Sozialismus, das kommunistische Manifest, erschienen, freilich trat schon Karl Marx in dieser Revolution als praktischer Kämpfer auf. Aber wie anders lagen damals die Verhältnisse! Die deutsche Arbeiterklasse befand sich kaum in den ersten Anfängen ihres Klassenbewußtseins; Marx war gezwungen, in seiner „Neuen Rhein. Ztg.“ nicht sowohl als Vertreter der proletarischen Politik, denn als Vertreter der äußersten bürgerlichen Demokratie aufzutreten. Als solcher unterstützte er die aufstrebende Bourgeoisie, aber wie unterstützte er sie! Durch unermüdliche Kritik, durch unermüdliches Geißeln aller Halbheiten und Verrätereien des Liberalismus, dadurch, daß er ihn in jeder Situation bis zu den äußersten revolutionären Konsequenzen trieb! Marx betrachtete es als einen großen

Kathleen von Killarney.

Eine Geschichte aus Irland.

Von Johanna Feilmann.

(4. Fortsetzung.)

„Harold“, sagt sie, sich an ihn schmiegend und ihre weiße Hand auf die seine legend, „wir müssen recht gut sein und unser Glück auf unsere Umgebung ausstrahlen lassen. Morgen machen wir den Anfang und besuchen unsere Pächter und ihre Arbeiter. Und wo es not tut, da lassen wir frisch aufbauen. O, wie mich der Anblick des Glendes und der Armut schmerzte, als ich diesen Morgen durch das Dorf ritt! Viele der Leute haufen ja als wären sie Tiere. Die armen, bedauernswürdigen Menschen!“

„Schwärmern“, lachte Sir Harold, „lerne sie kennen, diese Leute! Faulenzer sind es und Trunkebolden, die sich von den Priestern und den Wählern aufwiegeln lassen.“

„Nein, nein, ich liebe die Irländer“, entgegnete sie warm, „meine ganze Sympathie gehört dem armen Volk. Sieh doch nur, welche Wohnungen! Ist es da ein Wunder, daß sie die Schenten auffuchen? Müde von der Tagesarbeit kommen die Männer heim; was erwartet sie? Ein veräuschterter Raum voll schreiender Kinder, kaum ein Plätzchen, wo sie der Ruhe genessen können.“

„Du wirst an diesem poetischen schönen Abend doch wohl nicht politisieren wollen, Miriam.“

„Nein, gewiß nicht“, versetzte sie lachend, „aber —“

„Kein Aber — komm, singe mir zur Harfe.“

Sir Harold kennt seine Gemahlin und weiß, daß er sie mit dem Ausdruck seines Wunsches beglückt. Wie leicht ist es ihm, diesen Abend den liebenswürdigen Gatten zu spielen. Es ist ja noch kein Gast auf Castle Glenda, mit dem er sich beim Billard oder Kartenspiel vergnügen kann.

„Geliebter“, entgegnete sie, im überströmenden Gefühl der Dankbarkeit die beiden Arme um ihn schlingend, „soll ich die Kathleen von Killarney singen? Du weißt doch, das hübsche Lied von Thomas Moore:“

„'Twas from Kathleen's eyes he flew
Eyes of most unholy blue.“

„Gewiß, gewiß“, erwiderte er zerküßt, die Augen auf den See gerichtet.

„Im ist, als tauche aus dem silberprählenden Gewässer eine Gestalt empor mit bleichem Antlitz und kornblumenblauen, schwarz bemimperten Augen.“

Ein Schauer überfiel ihn.

„Dies ist der schönste Abend meines Lebens“, sagt Miriam, indem ihre Finger über die goldenen Saiten fahren.

Bei den vibrierenden Klängen schaut er sich plötzlich um.

Sir Harold hat Miriam von ihrer Kindheit an gekannt; die Eltern haben beide für einander bestimmt und ohne Hindernisse ist die reiche Erbin seine Gemahlin geworden. Ist Miriam schön, liebenswürdig? Er weiß es nicht — sie ist ihm gleichgültig.

In diesem Augenblick aber bleibt sein Blick überrascht an ihr hängen.

Hell fällt das Mondlicht auf die anmutige, schlante Gestalt, wie sie sich an die weiße, mit Gemäts umrannte Marmorsäule lehnt. Die Strahlen huschen über ihr blondes Haar, sie flimmern auf dem lichtblauen Gewande und brechen sich in den goldenen Schrauben und Saiten der Harfe.

Es liegt ein Zauber über sie gebreitet, gegen welchen selbst Sir Harold nicht unempfindlich bleibt.

Und jetzt singt sie mit ihrer vollen, schönen Altstimme das Lied Kathleen von Killarney.

Weit hin bringt der Ton; von Fels zu Fels trägt ihn das Echo des Adlersberges bis es ringsum widerhallt.

„Kathleen, Kathleen“, singt Miriam.

„Kathleen, Kathleen“, klingt es zurück. Es schwebt herüber und hinüber; es kommt über den See wie Geistesgestüßter; es entfernt sich, um aufs neue anzuschwellen; es wird schwächer und leiser, bis es in weiter, weiter Ferne verklingt gleich einem ererbenden Seufzer.

Sir Harold spricht kein Wort. Warum muß Miriam gerade dieses Lied wählen und die Geister der Vergangenheit heraufbeschwören? Was ist aus der blaueugigen Kathleen geworden, als sie so plötzlich aus Dublin verschwunden ist? Sollte sie wirklich ihre Drohung ausgeführt haben? Sir Harold fährt sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er einen belästigenden Gedanken verschrecken; dann springt er von seinem Sessel auf.

„Was ist das!“ Er horcht — nein — alles still.

„So habe ich mir unsere Abende in Killarney erträumt.“

sagt Miriam, die Harfe an die Säule lehrend; „wir beide ganz allein — ohne Gäste, ohne Angehörige.“

„Albernheit!“ schwebt Sir Harold auf der Zunge; ihm ist jede Sentimentalität verhaßt, doch unterdrückt er das Wort und sagt schnell:

„Nun, lange wird unser einfames Glück nicht währen. Morgen schon kommen die Gäste; ich kann nicht sagen, daß es mir leid tut; auch dir müßte doch bald unser beständiges Zusammensein langweilig werden.“

„Es wird kühl, Harold, laß uns hineingehen“, sagt sie, „wenn du es wünschst, spiele ich mit dir Bezique.“

Miriam spielt nicht gern Karten, aber sie will immer alles tun, was dem Gemahl Freude macht und ihn zerküßt.

„Ich rauche noch meine Zigarre hier draußen.“

Und Miriam begibt sich durch die offenstehende Glastür in das an die Veranda stoßende Gemach. Wie trau-

lich!

Auf dem Tische brennt die rosa verhängte Lampe. Überall stehen frische, duftende Blumen in köstlichen Gefäßen. Neben den Zeitungen liegt ein Haufen unaufgeschchnittener Monatshefte, die joeben eingetroffen sind.

Miriam sucht die „Dartley Review“ heraus, um sie aufzuschneiden, denn diese liest ihr Gemahl stets zuerst und es ist ihm lieb, sie aufgeschritten zu finden.

„Bringen Sie den Tee, James!“ sagte sie zum eintretenden Diener.

„Zu Befehl, Mylady!“ entgegnete er. Aber anstatt sich zu entfernen, bleibt er, die Hand auf der Türklinke, stehen. „Ach, Mylady, der Herr beschläge uns.“

James kann nicht weiter sprechen, denn plötzlich werden an der Eingangspforte Stimmen laut; rauhe, drohende Worte tönen herauf, während die Glocke bestig gezogen wird, so heftig, als müßte der Draht zerspringen.

Sir Harold steht an der Brüstung und lauscht. „Wer ist da!“ ruft er mit donnernder Stimme.

„erschrocken eilt Miriam hinaus.“

„Um Gottes willen, was gibt es?“

„Macht auf, macht auf!“ schreit man unten. Vor der den parkartigen Garten umgebenden Mauer hat sich eine große Menschenmenge zusammengedrängt, die immer eindringlicher Einlaß begehrt. Mit Entsetzen steht Miriam viele Gesichter sich an das Gitter der Pforte drängen. In dem täuschenden Mondlicht verdoppelt sich die Zahl.

Fehler, daß das Volk seinen Sieg vom 18. März nicht auszunutzen gewußt und die Bildung des Ministeriums Camphausen-Hansmann zugelassen hatte. Nachdem aber die Bourgeoisie die Macht ergriffen hatte, forderte Marx von ihr ein entschlossenes, diktatorisches Auftreten, indem er in der „N. Rh. Ztg.“ den Satz aufstellte: „Jeder provisorische Staatszustand nach einer Revolution erfordert eine energische Diktatur.“ Marx sah sehr wohl die Machtlosigkeit der deutschen „Duma“, der Frankfurter Nationalversammlung ein, er rechnete ihr dies aber nicht als mildernden Umstand an, sondern verwies sie umgekehrt auf den einzigen Weg, aus dieser Machtlosigkeit herauszukommen, und das war: sich die tatsächliche Macht erobern durch offenen Kampf gegen die alte Macht, gestützt auf die revolutionäre Volksmasse. Marx unterstützte die Bourgeoisie, er tat dies aber, indem er offen und rückhaltlos jedes revolutionäre Auftreten des Proletariats verteidigte: den 18. März, den 14. Juni, die Septemberrückstände, denen sich die bürgerliche Linke mit Robert Blum an der Spitze verweigerte, die Wiener Oktoberkämpfe, das Pariser Proletariat in den Junitagen. Und was war der Schluß dieser entschlossenen revolutionären Politik? Nach einem Jahre mußte Marx diesen Posten der äußersten bürgerlichen Demokratie als einen isolierten und hoffnungslos verlassenen. Im Frühling des Jahres 1849 trat Marx und seine Freunde aus dem demokratischen Ausschuss und gingen daran, sich der selbstständigen Organisation der Arbeiter zu widmen, sie wollten auch an dem geplanten Arbeitertag mitwirken, dessen Idee aus der Masse des ostpreussischen Proletariats hervorgegangen war. Leider lag bereits die Revolution, dank den Verrätereien der Bourgeoisie, in den letzten Zuckungen und als erstes Opfer der siegreichen Reaktion fiel die „Neue Rheinische Zeitung“, bevor Marx Zeit hatte, seine neue, rein proletarische Taktik in Taten umzusetzen.

Dann fand Sie in Rußland in der Lage, bereits dort anzukommen, wo Marx 1849 geendet hat: bei einer ausserordentlichen selbstständigen Klassenpolitik des Proletariats. Das russische Proletariat muß sich in seinem jetzigen Kampfe nicht als isoliertes Armeekorps, sondern als Mitglied der internationalen Weltarmee des Proletariats fühlen. Es muß eingedenk sein, daß sein jetziger revolutionärer Kampf nicht ein isoliertes Gefecht, sondern eine von den großen Schlachten in der Gesamtbewegung des internationalen Klassenkampfes ist. Und das russische Proletariat kann dieser seiner Rolle genügen, nur indem es in seiner Kampfweise, in der Entschlossenheit, Zielklarheit und Großzügigkeit seiner Taktik die Ergebnisse der gesamten internationalen Entwicklung, den erreichten Reifegrad der ganzen kapitalistischen Gesellschaft zum Ausdruck bringt. Das russische Proletariat muß in seiner Aktion zeigen, daß zwischen 1848 und 1907 mehr als ein halbes Jahrhundert der kapitalistischen Entwicklung verfloßen ist und daß wir vom Standpunkte dieser Entwicklung im ganzen genommen nicht am Anfang der bürgerlichen Klassenherrschaft, sondern eher am Anfang von ihrem Ende stehen. Es muß zeigen, daß die russische Revolution nicht sowohl die letzte in der Serie der bürgerlichen Revolutionen ist, als vielmehr die erste in der Serie der künftigen proletarischen Revolutionen, in denen das klassenbewußte Proletariat und seine Vorhut, die Sozialdemokratie, geschichtlich zur Führerrolle bestimmt ist.

Um jedoch dieser Rolle gewachsen zu sein, ist für die russische Sozialdemokratie eine wichtige Bedingung unumgänglich, und das ist: die Einigkeit. Nicht eine äußere, bloß mechanische Einigkeit der Partei, sondern jene innere Geschlossenheit und Festigkeit, die sich aus einer klaren, sicheren, umfassenden Klassenaktion des Proletariats naturgemäß ergeben muß. Wie sehr die deutsche Sozialdemokratie gerade die Einigkeit ihrer russischen Bruderpartei für dringend notwendig hält, darüber können Sie

aus eigenem Munde des deutschen Parteivorstandes erfahren, nämlich aus dem Begrüßungsbericht, den mir unser Parteivorstand für sie mitgegeben hat. Der Brief lautet nach den von mir Erlangten mehrer Rede übermittelten brüderlichen Grüßen des Parteivorstandes an die Gesamtvertretung der russischen Sozialdemokratie:

„Die deutsche Sozialdemokratie hat mit Bewunderung die Kämpfe verfolgt, die von der russischen Bruderpartei gegen das autokratische Regiment und eine nach der Mitherrschaft strebende Plutokratie geführt worden sind.

Die erfolgten Siege bei den Dumawahlen, erfolgten trotz des verkrüppelten Wahlverfahrens, haben uns mit Freude erfüllt. Sie legen Zeugnis ab von der unerschütterlichen, durch kein Hemmnis aufzuhaltenden Kraft des Sozialismus.

Wie liberall, so gedenkt auch in Rußland die Bourgeoisie mit der Regierung ihren Frieden zu machen. Das siegreiche Vordringen des russischen Proletariats soll zum Stillstand gebracht werden. Das Volk soll auch in Rußland um die Früchte heftiger Kämpfe gebracht werden. Deshalb fällt auch in Zukunft der russischen Sozialdemokratie die Führerrolle in dem Befreiungskampfe des russischen Volkes zu.

Um den Befreiungskampf kraftvoll führen zu können, ist die Einigkeit und Geschlossenheit der russischen Sozialdemokratie Vorbedingung. Von den Vertretern der russischen Bruderpartei erwarten wir, daß unsere Hoffnungen und Wünsche durch die Verhandlungen und Beschlüsse des Kongresses erfüllt und die Einheit und Geschlossenheit der russischen Sozialdemokratie Tatsache werde. In diesem Sinne entbieten wir dem Kongress unsere brüderlichen Grüße.

Der Parteivorstand
der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.
gez. W. Pfannkuch.“

Die Rede und der Gruß des Parteivorstandes wurden von allen Seiten des Kongresses wiederholt durch stürmische Beifallsbezeugungen unterbrochen.

Beim Zählgeschäft.

Aber seine Erlebnisse als freiwilliger Zähler schreibt einer von ihnen der „Frankf. Zeitung“:

Ich wohne im Schwarzwald, nicht weit von einem vielbesuchten Badeort; meine Nachbarn sind echte Schwarzwälder, trotz der Nähe des Bades von der Kultur wenig angekränkt; sie verdienen ihr Brot meist als Holzfäller, Arbeiter in Steinbrüchen, Maurer, mit Holzabfuhr aus dem Walde; beinahe alle betreiben etwas Landwirtschaft; kinderreich sind sie alle, bei manchen stellt sich dieser Segen schon ein, ehe Pfarrer und Standesamt ihren Segen dazu gegeben haben. Weil diesmal das Zählgeschäft schwieriger ist, hat man auch mich aufgefordert, einen Zählbezirk zu übernehmen. Ich hab es gern getan und nicht bereut, denn ich habe viel Erzählenswertes erlebt. Zwischen dem 6. und 8. Juni sollten die Zählzettel ausgeteilt werden; ich bin gleich am 6. in der Frühe an die Arbeit gegangen, weil ich mir dachte, die Sache werde sich nicht so ganz rasch erledigen lassen.

Von den Männern werde ich wohl wenige zu Hause treffen, die sind entweder im Felde oder sonst bei der Arbeit. Gleich das erste Häuschen ist geschlossen; nur zwei Kinder hocken spielend auf der Staffel; wo Vater und Mutter sind, wissen sie natürlich nicht anzugeben; von den Nachbarn erfahre ich, der Mann ist im Steinbruch, die Frau ist zum Waschen auswärtig und kommt gegen Mittag heim.

Im zweiten Haus ist wenigstens die Frau daheim; sie betrachtet mich und die Zettel mit großem Mißtrauen; als ich ihr erklären will, um was es sich handelt, meint sie: „Soll verstand i doch net, kommet am Sonntag morga,

do ist der Ma do, aber vor nitli, sonst ischt er in der Kirch und nachher im Wirtshaus und wenn er von do heimkommt, isch eh nimme viel mit ihm anzufangen!“ „Gut, ich komme Sonntag in aller Fröh!“

Im nächsten Haus wohnt eine arme alte Witfrau. Sie läßt mich gar nicht zu Wort kommen. „I zal nig und i unterfchrieb nig, i han so bloß des alt Hüßli und a klei's Akerli und a Geis!“ Ich suche der Frau begreiflich zu machen, um was es sich handelt, aber sie steht mich verständnislos an und bricht plötzlich in Tränen aus. „Uns Tochter ist doch scho e ganz Johr in der Anstalt und der Bua ist doch au net recht im Kopf; das kommt, hot der Dokter gsaht, weil mit Ma so arg trunke hett! Oh, i armes Wib, und jetzt kommet Ihr an no und müßet wieder neie Stüra!“ Endlich gelingt es mir, die Frau zu beruhigen; ich fülle die Bogen nach ihren Angaben aus; wie groß ihr Akerli im Maßgehalt ist, weiß sie natürlich nicht. „Kommet mit usi und guckel selber!“; ich schäze ein viertel Morgen und trage 9 Ar ein; davo 5 Ar Kartoffeln, 4 Ar Bohnen und Kraut, und die Ziege. Wenn's nicht genau stimmt; die Herren in Berlin werden mich hoffentlich nicht wegen Urkundenfälschung belangen; ich habe freilich dem Herrn Bürgermeister ein Handgeübde an Eides Statt geleistet, die Sache nach bestem Wissen und Können durchzuführen. Aber unterschreiben tut sie die Zettel heute noch nicht, da will sie vorher mit „andere Lüt“ reden.

Von hier gelange ich zu einem etwas größeren Hof; ein alter Bauer schirrt gerade Ochsen an einen Wagen; störrisch, wie seine vierfüßigen Mitgeschöpfe, die auch nicht ins Johr wollen, stiert er mich an.

„Was wöllen er?“
„Seid Ihr der Huberbauer?“
„Der wer i nüt!“ Dann tiefes Schweigen auf meine Fragen nach dem Besitzer und mißtrauisches Stöhen. Ein jüngerer Mann kommt aus dem Stall.
„Guten Morgen, sind Sie der Huberbauer?“
„Der wär i nüt!“
„Ja, wer sind Sie denn?“
„I wär sie Bruder!“
„So? Ja, und wo ist der Bauer selbst?“
„Der isch im Wald, Holzjahra!“
„Gut, ich bringe hier die Zettel für die Volks-, Berufs- und Betriebszählung, wir wollen in die Stube gehen, damit ich Ihnen sagen kann, wie sie auszufüllen sind.“

„Mir brucha koine Zettel und mir nehme koine Zettel!“ mischte sich nun der Alte drein, der sich als Vater des Besitzers entpuppte, und stellte sich vor die Tür. Der jüngere ist aber doch vernünftiger und nimmt die Listen. Da der Bauer auch nur Sonntags zu Hause ist, will ich da kommen und helfen die Eintragungen machen.

Im nächsten Haus ist der Besitzer zu Hause; er hat sich beim Holzfällen verletzt und ist in ärztlicher Behandlung; endlich ein intelligenter Mensch, nach dessen Angaben ich die Eintragungen rasch machen kann. Ein sehr kinderreiches Haus ist das angrenzende. Drei Haushaltungen, 20 Kinder. Bei der ersten Bewohnerin geht's nicht so glatt; sie hat zehn Kinder; beim siebenten gibt sie den 20. Oktober 1900 als Geburtsstag an; beim achten den 3. März 1901. „Ja, liebe Frau, da muß ein Irrtum sein, entweder ist das eine ein Jahr früher oder das andre ein Jahr später geboren!“ Sie ist anfänglich entsetzt. „Hä by Gott, i werd no wisse, wann meine Kinder uff d' Welt komme sind!“ Erst als ich ihr entgegengehe, bei Ragen wisse die Naturgeschichte allerdings von Herbstkragen und Märzkragen zu berichten, bei Menschen sei mir ein solches Wunder bis jetzt nicht bekannt, gibt sie zu, ich könne im Rechte sein, und versetzt die Geburt ihrer Annamaria ins vorige Jahrhundert auf das Jahr 1899.

Schwarze, große Schatten huschen hin und her auf dem weißen Kiesweg. Alles Gesträuch wandelt sich, jeder Lorbeerbusch, jeder Arbutus wächst zu einer Menschengestalt.

Sir Harold hat keine Zeit, sich zu bedenken. Die sich ängstlich an ihn schmiegende Miriam wuselt von sich drängend, stürzt er in das Gemach und reißt eine geladene Pistole von der Wand. So bewaffnet tritt er wieder schnell hinaus.

„Zurück, zurück!“ ruft der von den Dienern umringte Förstner, „oder ich lasse die Hunde los!“

„Wir wollen Sir Harold Norton!“ schreit die Menge.

„Es war der Obergärtner! Heraus mit ihm, heraus!“

„Er ist nicht da, er ist längst heimgegangen.“

„Verdamme Lüge, Hund!“ Bei Sankt Patrick, dir schneide ich noch die Lügengunge aus — öffne — oder —“

„Was gibt es?“ ruft Sir Harold, im Begriff, die Stufen hinabzueilen.

Da nähert sich der alte graue James, am ganzen Leibe zitternd.

„Herr, unten ist ein ganzer Trupp wütender Menschen — es ist ein Streit ausgebrochen zwischen den Drangitien und dem Gefindel — ein junger Matrose ist tödlich von einem Stein getroffen worden — ach, Herr, man hat ihn als Leiche in das Haus einer jungen Frau getragen, nachdem er von einer zweijährigen Fahrt heimgekehrt ist.“

„Wer ist es?“ schreit Miriam, zu Tode erblaßt.

„Der Matrose Larry O'Brien.“

Larry O'Brien, der schöne Knabe, der sie einst auf der Hirschjagd errettet — tot!

Schnell gewinnt Sir Harold die Fassung wieder, obgleich auch ihn die Nachricht erschreckt hat, denn er kennt seine Feinde und weiß, daß man ihm die Schuld dieses Unglücks beimessen wird; er weiß aber auch, daß nur die größte Unbefangenheit und Selbstgegenwart eine drohende Gefahr abwenden können.

Er muß selbst mit den Leuten sprechen und sie zu beruhigen suchen.

„Gehe nicht,“ flucht Miriam, „laß das Tor nicht öffnen!“

Ohne auf ihre Worte zu achten, eilt er die marmornen Stufen hinab, der Eingangspforte zu.

„Was gibt es, meine Freunde?“ fragt er, dicht an das Gitter tretend; dann schenkt er den Förstner wendend: „So öffne doch gleich!“

Die schreienden Stimmen dämpfen sich, und nur noch ein drohendes Gemurmel geht durch den Haufen. Sir Harold sieht so vornehm aus, wie er, von seiner Dienerschaft umringt, dasrecht im schwarzen Anzug, mit der weißen Binde und dem stolzen Ausdruck im Gesicht. Kein Jug verrät Zorn oder Furcht. Kalt und überlegen blicken die lichtblauen, runden Augen.

Alles drängt sich im wirren Durcheinander auf den von hohen Säulen beschatteten Fahrweg. Dann tritt ein alter,

weißhaariger Mann in zerlumptem Wams aus der Mitte, verneigt sich tief vor Sir Harold, und die Hand auf die Brust legend, trägt er mit großem Pathos das Ereignis vor, indem er die Wahrheit seiner Aussage mit stetem Anrufen des Sankt Patrick bekräftigt und den Obergärtner als den Missetäter angibt.

„Wartet Ihr selbst Zeuge, habt Ihr es gesehen, Jim Sullivan?“

Der Alte steht betroffen; der Herr kennt seinen Namen.

„Dann sagt er: „Gesehen hab' ich's nicht, aber die Erde soll mich verschlingen, Herr, wenn es nicht wahr ist!“

Sir Harold kennt seine Leute.

„Also Ihr wart nicht zugegen, Jim Sullivan, dann hütet Euch, Anklage zu erheben.“

„Viele können es bezeugen, daß er den tödlichen Wurf getan!“

„Ist einer unter Euch, der es auf das Kreuzifix beschwören würde, der trete vor!“

Sie schauen einander an und schütteln die Köpfe.

„Es war der Obergärtner — er hat den Larry O'Brien lange gehaßt, der Liebsten willen — heraus mit ihm, heraus!“ schreien einige.

„Wenn das Gerücht ihn fordert, soll er sich dem Arm der Gerechtigkeit nicht entziehen können; ich hafte für ihn — armer Larry O'Brien — ich gehe sofort hinab ins Dorf — Ihr sagt, er hinterlasse eine Witwe — arme Frau — ich werde für sie Sorge tragen.“

„Ja, und ein Kind ist auch da, das schönste Engelskind, kein schöneres Kind gibt's auf der ganzen grünen Insel!“ ruft jetzt ein großes, starrköpfiges Weib, das sich dem Zuge angeschlossen hatte, die tönerne Pfeife in der Hand.

Er geht selbst hinab ins Dorf — er ist nicht stolz — er hat ein Herz fürs Volk!“ rufen sie durcheinander. Doch plötzlich verstummen sie.

Miriam hat sich in einen weißen Burnus gehüllt und die Kapuze über den Kopf gezogen; in dichten Locken quillt das rotblonde Haar hervor und umrahmt das liebliche Antlitz. So tritt sie heran.

„Ein erstauntes „Ah!“ geht von Mund zu Mund. Viele haben sie als Kind gekannt und wissen, welch wohlthätiger Sinn ihr innewohnt.“

Miriam, bist du wahrhaftig? flüstert er ihr zu. „Dies ist kein Platz für dich.“

„Kein Platz ist an deiner Seite.“

Darauf wendet sie sich an den Alten.

„Ach, Jim Sullivan, es ist entsetzlich, was geschehen ist! Da, geht das der armen Witwe.“

Der Alte beugt die Knie; ihm wälzt das Herz über vor Dankbarkeit und Ehrfurcht. Sie erinnert sich seiner und vertraut ihm Gold an, Gold, das seine Hand seit vielen Jahren nicht mehr berührt hat!

„Gesundheit und langes Leben der edlen Gemahlin des Sir Harold Norton!“ ruft er begeistert.

„Hoch, hoch, hoch!“ stimmen alle ein, die Hüte schwenkend.

Horch! dieselben Fellen, welche den Namen Kathleen widerhallen, sie senden das Hoch Miriam's in weite Fernen, und geheimnisvoll tragen es die Lüfte zurück über den See nach Castle Glena!

Jetzt begehrt euch ruhig heim; ich hafte dafür, daß eine Unternehmung eingeleitet wird — doch ihr sollt den weiten Weg nicht ohne Bewirtung gemacht haben.“

Und auf seinen Wink bringt James auf einer großen silbernen Platte einen mit Whisky gefüllten Krystallkrug und Gläser.

Sie nicken einander zu und stellen sich alsdann auf dem schimmernden Rasen unter einer Rotbuche im Halbtreis auf.

„Erlaubet mir, daß ich euch den Trunt mische und kredenze!“ sagt Miriam, die Gläser mit Whisky und Wasser füllend.

In jedes Glas wirft sie ein neues, großes Silberstück hinein, welches sie der von James gebrachten Geldrolle entnimmt.

Wie sich die trügigen Gesichter immer mehr säufstigen; ja, so viel Güte und Freundlichkeit muß selbst das härteste Herz erweichen!

„Ich küsse den Saum Eures Gewandes, Mylady!“

„Ich küsse den Boden, den Euer Fuß betritt, Mylady!“

„Die gebenedeite Muttergottes segne Eure Ghe, Mylady!“

Helles Licht bricht durch das dunkle Laubwerk der Rotbuche, unter welcher sie sich geschart, und Sir Harold bemerkt mit welcher Bewunderung ein jedes Auge an seiner Gemahlin hängt. Er hört, was man flüstert: es gibt keine Heldin der irdischen Sage, der man sie nicht an Schönheit und Tugend vergleicht.

Auch sein Blick folgt jetzt jeder Bewegung der lieblichen Frau, wie sie den rauhen Gefellen mit Ammut den Trunt reicht. Ein eigentümliches, ihm ganz fremdes Gefühl beschleicht ihn; wie Schuppen fällt es ihm von den Augen. War er denn bisher blind?

Die Gläser sind geleert. Noch einmal rufen sie „Heil, Heil!“ und während der Schall noch in den Lüften schwebt, ziehen sie gebündelt und zufrieden ab, kaum sich erinnernd, weshalb sie gekommen sind.

„Das war harte Arbeit, Miriam, aber für den Augenblick sind sie beruhigt — ein abscheuliches Gefindel!“

„Du hast ihre Herzen gewonnen, morgen wird das ganze Dorf voll deines Lobes sein.“

„Wie du dich auf sie verstehst. — Aber jetzt will ich hinabgehen, mein Besuch bei der Witwe wird eine noch stärkere Wirkung auf ihre Gemüter üben, als der ihnen gereichte Whisky.“

(Fortsetzung folgt.)

In der oberen Wohnung sind es acht Geschwister; der Vater arbeitet im Tagelohn, kommt spät nachts, geht früh 5 Uhr; ist Sonntags auch nicht da; die Mutter ist tot. Die älteste, zwanzigjährige Tochter besorgt den Haushalt, sie hat alle Hände voll zu tun, muß jetzt kochen und dem Vater das Essen in den Wald schicken; zwei Brüder tagelöhner auch schon, eine Schwester geht in eine Fabrik, drei in die Schule; das kleinste ist noch im Wickelkissen; ich habe es eine Zeitlang gewiegt, weils gar so kräftig nach seinem Schoppen schrie. Das Feld muß die Tochter auch noch bestellen. Wie groß das Grundstück ist und wieviel Ar die einzelnen Anpflanzungen einnehmen, weiß sie natürlich nicht; der Vater solls bis Sonntag auf einen Zettel schreiben. Dann will ichs eintragen. Hats natürlich nicht getan. So muß ich sehen, ob ers bis Mittwoch den 12., an welchem Tage die Listen abgeholt werden, befragt. Sie glaubts kaum; er kümmere sich um so was gar nicht. Leider wußten weder sie noch ihre Geschwister den Geburtstag des Vaters, sowie dreier von den Kindern. Ich muß diese nun auf dem Stadesamt nachtragen; die Namensliste, die wissen sie, aber dafür ist halt keine Rubrik in den Listen.

Ein ganz widerhaariger Mensch ist der Besitzer eines der nächsten Grundstücke; da er Handlungsbetrieb betreibt, hat er Haushalts-, Landwirtschafts- und Gewerbesteuer auszufüllen; er schimpft gründlich über die blödsinnige Viehschreiberei im Deutschen Reich, erst vor einigen Jahren habe er die vielen Fragen beantwortet und dann im nächsten Jahre einen viel höheren Steuerzettel bekommen; diesmal rühre er keine Hand, und wenn's auch 30 Mark Strafe koste; nun, ich will sehen, ob er sich's bis Mittwoch anders überlegt; so ganz unrecht kann ich im tiefsten Innern dem Mann nicht geben, aber ich darf's ihm gegenüber nicht äußern.

In einer Wirtschaft, wo ich meine Listen abgab, konnten einige der Gäste nicht umhin, über die Herren bissige Bemerkungen zu machen, die sich da wieder ein schönes Taggeld verdienen und dabei spazieren geben. Ich hab das „Taggeld“ zu den andern vielen Lebenswürdigkeiten in die Tasche gesteckt. Halt, ganz unbedacht wollte man mich nicht lassen; einer sagte „Bergelt's Gott!“, eine Händlerin wollte mir ein Paar Zigarren und einer gar ein Trinkgeld geben, weil ich ihnen die Mühe der Schreiberei abnahm. Das Wunderlichste aber begegnete mir bei der Frau mit den geistig nicht normalen Kindern; sie erklärte mir am Sonntag, sie habe auf Anraten des Sohnes — der demnach doch nicht so ganz vernünftig zu sein scheint — die Tinte ausgeschüttet! Jetzt könne sie aber doch nicht „unterschreiben.“ Nun, schließlich hat sie's mit Tintenstift getan.

Beamte als Terroristen.

Man schreibt der „Russischen Korrespondenz“ aus Petersburg: Viele Opfer mußten gebracht werden, ehe die Mächte zu dem Bewußtsein gelangten, daß alle Ausnahmegeetze — die zum Gesetz gemachte Willkür der lokalen Behörden — nicht beruhigend wirken können, sondern im Gegenteil; sie breiten den Geist der Rebellion weiter aus und nähren die Unzufriedenheit in den breiten Volksschichten. Und wenn trotzdem die Ausnahmezustände als normales System der Regierungspolitik und der Verwaltung fortbestehen, so muß das entweder als Zeichen des völligen Unverständnisses für den Ernst und die Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks oder als Beweis der völligen Machtlosigkeit und geistigen Entartung der absolutistischen Bürokratie gelten, die es nicht versteht, sich den neuen Verhältnissen und Forderungen des Lebens anzupassen. Daher sehen wir, daß in dem Maße, wie das Bewußtsein der Schädlichkeit der Ausnahmezustände sich immer mehr verbreitete, die Träger der Willkür immer neue Mittel ausfindig machten, um zu beweisen, daß ohne diese — ohne den verstärkten und außerordentlichen Schutz und Kriegszustand — die Regierung nicht in stande sei, die Volksbewegung zu bewältigen. Als Beweis der Notwendigkeit außerordentlicher Befugnisse wurden unter anderem sogar die Pogrome ausgenützt, die wenn nicht immer von den Regierungsbeamten direkt veranstaltet, so doch stets von ihnen begünstigt wurden. Die absichtliche Veranlassung und planmäßige Durchführung der Pogrome seitens der lokalen Polizei und der Behörden wird doch ganz unbestreitbar sogar durch offizielle amtliche Dokumente festgestellt; wir erinnern nur an den alleruntertänigsten Bericht des Senators Turau über den Pogrom in Kiew, den Rapport des Rates im Ministerium des Innern Sawwig bezüglich des Pogroms in Homel, den Amtsbericht Pjetuchow's wegen Siedlez usw. Und nun behauptet man, daß eben die Möglichkeit der Pogrome dazu zwingt, die Ausnahmezustände aufrecht zu erhalten. Als aber diese Behauptungen durch die Enthüllungen neuerer Zeit diskreditiert wurden, fing man an, künstliche Expropriationen, Bombenfabriken und Explosionen, Attentate und Aufstände zu inszenieren, wobei sich schließlich die Veranstalter als Polizeispitzel entpuppten. Auch in dieser Beziehung besitzen wir festgestellte und offiziell zugegebene Tatsachen. Der Leutnant Ponomarew kann in dieser Hinsicht als Bahnbrecher gelten, er organisierte verbrecherische Banden, kaufte im Ausland Waffen, fabrizierte Bomben und unternahm dann, in seiner Eigenschaft als Gendarmereioffizier, Hausdurchsuchungen und Verhaftungen seiner Komplizen. Wie wissen jetzt, daß Ponomarew keine vereinzelte Erscheinung ist; im Gegenteil, die lokalen Behörden bestreiten jetzt und entschlossen diesen Weg, und fast jeder Tag bringt die unglaublichsten und doch wahren Nachrichten darüber. Aus Kiew berichtet man, daß der dortige Generalgouverneur den Chef der Geheimpolizei entlassen mußte weil sich herausgestellt hat, daß letzterer Expropriationen veranstaltete. In Samara wurde ein Laden „expropriert“, und die Untersuchung zeigte, daß dieses „revolutionäre“ Unternehmen von einem Polizeispitzel inszeniert und geleitet wurde. Von ähnlichen Fällen schreibt man aus vielen Städten. Den Polizeispitzeln gewährt man die Gelegenheit, aus der Haft zu entfliehen, die übrigen Teilnehmer aber, meist häßlichwachsene Burtschen, die besonders leicht in die Falle gehen, werden verurteilt und mit aller Strenge des Gesetzes bestraft. Diese Vorfälle sollen beweisen, daß die Ausnahmezustände unbedingt notwendig sind, da Expropriationen und sonstige revolutionäre Ausschreitungen nicht

aufhören. Die Terroristen der letzten Zeit sind aber meistens Gefinnungs- und Parteigenossen der Skandalmacher in der Duma.

Soziales und Parteileben.

Aus der besten der Welten.

Am Fuße des Jostengebirges liegt das Dorf Ströbel. Seine Einwohnerzahl setzt sich zu einem großen Teile aus Arbeitern zusammen, die in den zwischen Ströbel und Qualkau sich hinziehenden Steinbrüchen beschäftigt sind. Ein großer Teil der Arbeiterfamilien wohnt in Häusern, die den Steinbruchbesitzern gehören. Die Häuser sind von den Unternehmern nur geschaffen worden, weil die Arbeiter sonst nicht in der Nähe ihrer Umgebung hätten untergebracht werden können. Trotzdem mußten die Herren Steinbruchbesitzer ihre „soziale Fürsorge“, die sie sogar Arbeiterwohnhäuser errichten ließ, vor der Öffentlichkeit stets in das rechte Licht zu setzen.

Um geringfügiger Forderungen der Ströbeler Arbeiter willen wird seit fast sechs Wochen in jener Gegend ein heftiger Lohnkampf geführt, an dem 197 verheiratete und 21 unverheiratete Steinbrucharbeiter beteiligt sind. Die Arbeiter haben all die Wochen hindurch ausgehalten; auch haben sie Streikbrecher so gut wie gänzlich ferngehalten. Nun verurteilte es die Unternehmung mit einem letzten Mittel. Der Segen der Arbeiterhäuser sollte nun vor aller Öffentlichkeit offenbar werden. In den Mietsverträgen, welche die Ströbeler Arbeiter mit ihren Unternehmern abschließen müssen, befindet sich eine Bestimmung, nach der mit Lösung des Arbeitsvertrages auch das Mietsverhältnis beendet ist. Tiefen Paragrafen haben die Steinbruchbesitzer als letzten Trumpf gegen die Streikenden ausgespielt. Sie haben den einzelnen Familien — gegen 80 von ihnen wohnen in Arbeiterwohnungen — durch ihren Rechtsanwalt die Aufforderung zur sofortigen Räumung der Wohnungen zugehen lassen. Der größere Teil von ihnen hat darauf die Wohnungen verlassen; man hat versucht, sie bei Freunden und Nachbarn unterzubringen, so gut es eben ging.

Gegen die aber, die aus irgend welchen Gründen der Räumungsaufforderung nicht folgen konnten, geht man nun mit allem Terrorismus vor; man setzt die Leute samt ihrem Hausrat auf die Straße. Leute, die bei den Unternehmern 8, 10 und 13 Jahre gearbeitet haben, und die das Geld verdienen mußten, von dem die „Marterlarnen“, wie jene Arbeiterhäuser von den Streikenden genannt werden, gebaut wurden, sie werden unbarbarisch auf das Pflaster geworfen.

Und wie ging man bei der Exzision vor? Vorige Woche bereits wurden Familien auf die Dorfstraße gesetzt, die nirgends Unterkunft fanden. Vier Tage lang pürierten sie mit ihren Kindern auf der Straße; in der Nacht wärmten sie sich bei einem ständig brennenden Lagerfeuer. Am vorigen Sonntagabend wurden im strömenden Regen zwei Familien aus ihrer Wohnung geworfen, obgleich sie kranke Kinder haben, so der Arbeiter Frost, dessen achtjähriges Söhnchen an Lungenentzündung schwer darniederliegt. Am Montag begann die Exzision von neuem. Da war eine Frau mit sieben Kindern, der Mann liegt irgendwo in Sachsen im Krankenhaus. Auch zu der kam der Gerichtsvollzieher. Alles Götzen und Jammern, wo sie denn mit ihrem kleinsten Kinde hin solle, alles half nichts, die wenigen Habseligkeiten wanderten in den Chausseegraben, und die Frau konnte sehen, wo sie mit ihren Kindern blieb.

Nur der Arme hat Erbarmen mit dem Armen. Und so hat man denn versucht, die aus ihren Wohnungen Vertriebenen unterzubringen, so gut es ging. Während die Arbeiterhäuser leer stehen und die lahnen Fenster den vorbeiwandernden engrinsen, als wollten sie ihn verlocken, weil er noch etwas Glauben an Menschlichkeit gehabt hatte, sind die Scheunen der Besitzungen — soweit sie nicht den „Herren“ gehören — mit den Habseligkeiten der Ausgewiesenen gefüllt. Dabei sind die Exzisionen immer noch nicht beendet, in diesen Tagen erst wieder finden Termine gegen eine Anzahl von Streikenden statt.

Trotzdem ist es den Unternehmern nicht gelungen, den Kampfesmut der Arbeiter zu brechen. Nur fünf Mann sind aus Furcht vor der Exzision abtrünnig geworden. Mit ihnen aber werden die „Herren“ ihre Betriebe nicht aufrecht erhalten können, zumal es ihnen immer noch nicht glücken wollte, Streikbrecher von außerhalb herbeizulocken. Und deshalb wird auch der Schutz der drei Gendarmen, die die Arbeitswilligen zu Fuß und zu Pferde zu und von der Arbeit geleiten, nichts nützen, ebensowenig die angebotenen Verhaftungen der im Vordergrund der Streikleitung stehenden Arbeiter und die Ausweisungen von Ausländern, von denen zum Beispiel dieser Tage der zu den Streikenden gehörende Österreicher Kunze getroffen worden ist. Er hat die Aufforderung erhalten, binnen acht Tagen das Land der schwarzweißen Freiheit und Gastwirtschaft zu verlassen.

Das Dorf Ströbel macht zurzeit einen eigenartigen Eindruck. Verlassen liegen die mächtigen Steinbrüche zwischen Ströbel und Qualkau; beständig werden sie von Gendarmen umkreist; auf Schritt und Tritt sieht man auf leerstehende, verlassene Häuser, als ob ein großes Sterben Einzug gehalten hätte. Die von den Arbeitern völlig abhängigen Geschäftsleute stehen mit gedrückter Miene vor den Türen ihrer Läden und spähen vergeblich nach Kunden aus. In den Arbeiterhäusern selbst aber lebt der alte ungebrochene Mut. Sie wissen, daß sie für eine gerechte Sache kämpfen, und da kann aller Terrorismus sie nicht erschüttern, selbst wenn er so brutal auftritt wie bei den Exzisionen der Steinbrucharbeiter von Ströbel und Qualkau.

Eine neue Gründung des bayerischen Schlarfmacherturns. Der Syndikus des bayerischen Industriellenverbandes, Kuchle in München, versendet an die bayerischen Unternehmer den Entwurf der Satzungen für eine zu gründende Entschädigungsgesellschaft bayerischer Unternehmer, die den Zweck haben soll, „von ihren Mitgliedern die wirtschaftlichen Folgen von Arbeitslosigkeit abzuwehren“. Die Beiträge sollen für je 1000 Mk. der bei der Berufsgenossenschaft angemeldeten Jahreslohnsumme, mindestens aber 10 Mk., betragen. Das Eintrittsgeld beträgt pro 1000 Mk. Jahreslohnsumme 25 Pf., mindestens aber 10 Pf., und wird zur Bildung eines Reservefonds verwendet. Die Mitglieder erhalten für jeden durch eine Arbeitseinstellung ausfallenden Arbeitstag pro Arbeiter 25 Prozent ihres durchschnittlichen Tagelohnes, bei Aussperrungen ebensowiel, aber nur für die ersten 250 Arbeiter, für die übrigen gibt es vom 251. bis 500 nur 12½, bis 1000 7½, bis 2000 5, darüber 2 Proz. Diese neue Gründung zeigt, wie sich die Unternehmer immer besser gegen die Arbeiterforderungen zu rüsten suchen, eine Mahnung an die Arbeiter, ihre Organisationen ebenfalls immer mehr zu verbessern. Die Schlarfmacher werden es nicht bei der Verteidigung gegen Forderungen bewenden lassen, sondern selbst im Angriff vorgehen, wenn sie sich stark genug fühlen.

Wo sind die Terroristen? Die Zimmerer in Radeberg, Sachsen, sind in den Streit getreten, um sich einen Stundenlohn von 38 Pf. zu erkämpfen. Am zweiten Tage

des Streiks erhielt ein junger Zimmerer von einem Baumeister Die folgenden Briefe:

„Wie ich endlich in Erfahrung gebracht habe, sind Sie auf Grund des von Ihnen eingereichten Gesuches an das Bezirkskommando zu Großenhain um Erlassung vom Militär wegen Ihrer Mutter entlassen worden. Da Sie gestern Mittag die Arbeit niedergelegt haben, um mit zu streiken, so fordere ich Sie hierdurch auf, falls Sie morgen früh die Arbeit nicht wieder aufgenommen haben, dies der Militärbehörde sofort zu melden.“

Was sagen die Reichs- und Schutzverbänder zu derartigen Maßnahmen?

Die Rache der Ordnungsmänner. Das Stadtverordneten-Kollegium in Grimmitzschau hatte vor einiger Zeit den Genossen Meißel in den städtischen Schulausschuß delegiert. Jetzt hat der Schulausschuß plötzlich beschloffen, Meißel von seinen Beratungen auszuschließen. Der Grund liegt in folgendem: „Das „Sächs. Volksblatt“ hatte kürzlich aus Grimmitzschau von der Bestrafung eines Schülers, dem vom Pfislehrer Wolf 17 Stockhiebe auf das Gesicht verabreicht worden waren, wobei der Junge von seinen Mitschülern auf einer Bank festgehalten ward, kritisch berichtet. Für diesen Artikel ist der im Schulausschuß sitzende Stadtverordnete Genosse Tischlermeister Edmund Meißel verantwortlich gemacht worden, weil er seinen ebenfalls als Stadtverordneten amtierenden Parteigenossen Mitteilungen über im Schulausschuß vorgekommene Besprechungen der Bestrafungsangelegenheit gemacht hatte. Meißel wurde nun vom Vorsitzenden des Schulausschusses, Bürgermeister Beckmann, die briefliche Mitteilung gemacht, daß er sich als Mitglied des Schulausschusses durch sein Verhalten eines groben Vertrauensbruches schuldig gemacht habe, denn durch den Artikel sei zweifellos die Möglichkeit geschaffen, daß das Ansehen der Schuldirektoren, Lehrer, sowie des Schulausschusses aufs schwerste geschädigt sei. Auf Grund einer Verordnung hat daher der Schulausschuß beschloffen, Meißel bis zum Schluß des Jahres 1908 von seinen Beratungen auszuschließen.“ Der Bürgermeister Beckmann verdient in der Logik einen blanken Fünfer. Nicht durch die öffentliche Besprechung kann das Ansehen der Lehrer usw. gefährdet werden, sondern durch das ungebührliche Verhalten des Lehrers selbst. Und gerade deshalb wirkt die Rache der Ordnungsmänner des Schulausschusses so heftig.

Der Bau eines Volkshauses, das allen Parteien und Vereinigungen zur Benutzung freigestellt werden soll, ist in Weimar in Angriff genommen. Es hat sich zu diesem Zwecke vor einem Jahre die Volkshaus-Gesellschaft (G. m. b. H.) gegründet. Kontraktlich ist vereinbart, daß der Bau am 1. Mai 1908 fertiggestellt sein muß. Dann steht der Partei und den Gewerkschaften, die seit Jahren hier keinen größeren Saal zu ihren Versammlungen erhielten, der größte Saal in Weimar zur Verfügung. Da die Volkshaus-Gesellschaft zum meistaus größten Teile aus Sozialdemokraten besteht, bleiben natürlich Schwierigkeiten seitens der Behörden nicht aus.

Aus dem Gerichtssaal.

Der Prozeß Kivileki. Das vor der vierten Zivilkammer des Landgerichts Josen verkündete Urteil in der angeblichen Kivilekischen Kindesunterdrückungssache schiebt der Gräfin Kivilekischen folgenden Eid zu: „Ich schwöre, es ist unwar, daß mir den am 27. Januar 1897 zu Berlin geborenen Sohn die Anniella Andruszewska aus Krastau beigegeben hätte. Falls die Beklagte sich weigern sollte, den Eid zu leisten, wird das strittige Kind der Klägerin, Frau Cäcilie Meyer, zugesprochen.“

Mißglückte Staatsretterei — eine verpuffte Justizaktion. Am 22. Januar wurde vom Landgericht Hildesheim ein Arbeiter Kr. wegen Urkundenfälschung zu einer Gefängnisstrafe von einer Woche verurteilt. Kr. hatte sich im Frühjahr 1906 an einem Streik beteiligt. Um einen „Arbeitswilligen“ S. etwas zu ärgern, schrieb der Angeklagte einen Zettel folgenden Inhalts: „Ich bin kein Streikbrecher, ich komme nicht wieder, machen Sie Ihre Arbeit allein.“ Diesen Zettel sandte er durch einen Knaben dem Arbeitgeber und ließ ihm sagen, der Zettel sei von S. Als aber S., der davon keine Ahnung hatte, bald darauf an der Arbeitsstätte erschien, sagte der Arbeitgeber: „Den Zettel hätten Sie mir auch nicht zu schreiben brauchen.“ S. erwiderte, er wisse von nichts, er könne überhaupt nicht schreiben. Die Ermittlungen ergaben, daß Kr. den unterschriebenen Zettel geschrieben und geschickt hatte. Natürlich traten nun sofort Polizei, Staatsanwalt und Gericht in rührende Aktion, um das furchtbare Verbrechen zu sühnen. Und der Staatsanwalt wußte auch sofort: wie. Urkundenfälschung! Eins der schwersten Verbrechen, die das Strafrecht kennt. Und das Gericht erkannte dann auch richtig auf Verurteilung, indem es in dem Zettel eine Urkunde sah, die zum Beweise von Rechten und Rechtsverhältnissen von Erheblichkeit sei. Das Reichsgericht war dagegen anderer Meinung. Auf die Revision des Bernreiteren hob es nicht nur das Urteil des Landgerichts Hildesheim in vollem Umfang auf, sondern es sprach in Übereinstimmung mit dem Reichsanwalt den Angeklagten von Strafe und Kosten frei. Das Schriftstück, führte es begründend aus, ohne Unterschrift könne allerdings eine Urkunde sein, aber nur, wenn aus dem Inhalte des Schriftstückes sich der Urheber ergebe, z. B. bei einer Rechnung oder bei einem Rezept, oder wenn aus einem Abkommen der beteiligten Personen ersichtlich ist, daß das Schriftstück nach diesem Abkommen die Eigenschaft der Urkunde haben soll, z. B. bei Kontobüchern und Buchmarken. Im vorliegenden Falle aber werde die Ergänzung der Unterschrift durch eine Tatsache herbeigeführt, die ganz außerhalb der Urkunde liege. Da aus dem Inhalte des Zettels nicht ersichtlich ist, wer der Urheber war, auch eine Verabredung der Beteiligten, derzufolge dem Schriftstück der Charakter einer Urkunde beigelegt werden sollte, nicht vorlag, so war es nicht möglich, den Zettel als Urkunde anzusehen.

Eine Engelshäuserin. Vor dem Landgericht München I hatte sich die 53jährige „Krankenschwägerin“ Baderte Seiler von Holzhausen, zurzeit in Regensburg, wegen fahrlässiger Tötung, 7 Übertretungen der Kinderverwahrlosung und 4 Vergehen in bezug auf Leben und Gesundheit zu verantworten. Die Seiler, eine Wittwe, ist eine ebenso gefährliche wie lieblose Person. Ihr ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, nicht etwa um den kranken, hilfbedürftigen Kindern die notwendige Pflege anzubringen, sondern aus den ihrer Obhut übergebenen Kindern möglichst viel Kapital zu schlagen. Sie mietete in Pestlach ein Haus, und alsbald waren 12 Kinder ihrer Obhut anvertraut. Vom 4. bis 9. September starben in rascher Aufeinanderfolge acht Kinder weg. Als Todesursache wurde Magen- und Darmkatarrh festgestellt. Als auch in der weiteren Folge rasch aufeinander einige Kinder wegstarben, bequeme man sich behördlicherseits dazu, eine eingehende Untersuchung dieses Kinderheims vorzunehmen. Da fand man die etwa noch vorhandenen 7 Kinder in einem erbarmungswürdigen Zustand. Sie waren alle zum Sterben abgemagert und dem Verhungern nahe! Die Nahrung der Kinder bestand lediglich aus zwölf Liter Milch (für 12 Kinder!) und abwechselungsweise Reiszschleim.

Sie diese 12 Kinder waren nur zwei Milchflaschen vorhanden; die Säugflaschen und die Schnuller wurden von der Mutter abgewechselt und beliebig den gesunden und den kranken Kindern abwechselungsweise gegeben. Trotzdem die Mutter die Krankheit der Kinder erkannt haben mußte, da sie als Krankenpflegerin in einem Orden ausgebildet worden war, zog sie doch keinen Arzt zu. Fünf erwachsene Kinder, die sie ohne bezirksamtliche Genehmigung aufnahm, hatten kein besseres Los. Dabei war es im „Erholungsheim“ auch noch äußerst unheimlich. Die Beschäftigten verteilte sich mit großer Zungenfertigkeit. Der Staatsanwalt beantragte 6 Monate Gefängnis, 70 Mark Geldstrafe und 4 Wochen Haft.

Wir und die Soldaten.

Wenn jemand von den Gefangenen Deinen Anordnungen nicht gehorcht, so hast Du ihn niederzuschleichen. Wenn die Gefangenen an Dich Ansprachen halten, so gebrauchst Du ebenfalls das Gewehr und schleust sie nieder. Verstanden!

Zu Befehl!
Diese Anordnungen wurden mit überlauter Stimme gegeben, damit wir Gefangenen sie ebenfalls hörten. Sie wiederholten sich jedesmal, wenn die Patrouille gewechselt wurde, also alle zwei Stunden.

Der Offizier entfernte sich, der junge Soldat blieb allein in der befreundlichen und schaurigen Rolle unseres Wächters und eventuell Penkers.

Klapp, klapp — traf! Er machte das Gewehr auf und sah nach — die scharfe Patrone lag an ihrem Platze. Er schloß das Gewehr und schaltete es mit selbstzufriedenem Nicken. Es hebt immer das Selbstbewußtsein und erfüllt mit Genugtuung, wenn man eine tüchtige Wordwaffe in der Hand hat. So sind wir Menschen!

Der Soldat begann seinen einförmigen Gang hin und zurück entlang der Gefängniswand. Ab und zu warf er einen schüchtern neugierigen Blick nach der vergitterten Fensterfront. Es waren lauter Holzerellen der „Politischen“ — und der solches wußte, es wurde ihm eingeschärft, daß das die schlimmsten waren. Schlimmer als Räuber und Mörder, schlimmer als Räuber und Mörder. Die gefährlichsten vor allen Verbrechern! In seinem Gehirn bildete sich die Vorstellung einer menschlichen Bestie. Die er aber sah, waren harmlose junge Menschen, man sah ihnen nichts Schlimmes an, sie machten vielmehr durch ihr ruhiges und sicheres Benehmen, durch die fleißige Art, wie sie in ihren Büchern und Skripturen herumfrantzen, einen angenehmen Eindruck.

Wie soll man da noch den Menschen trauen! Sehen so anständig aus und sind doch — solche Kerle!

Auf einmal blieb er stehen. In einem Fenster erblickte er einen würdigen alten Herrn mit einem grauen Vollbart. „Wie kommt denn der da hinein? So was!“ Blöcklich wurde er zornig: „Gegen Thron und Vaterland? Na, warte nur!“ Er packte kein Gewehr fester. „Dir wollen wir es schon beibringen!“ Gerade der Alte mit dem ruhigen und zugleich eindringlichen Blick der bebrillten Augen reizte ihn am meisten.

Alles blieb ruhig. Die Zeit begann unserem jungen Soldaten lang zu werden. Er brütete vor sich hin, weilte vielleicht in Gedanken in seinem heimatlichen Dorfe. Auf einmal wurde eine Stimme vernehmbar, klar und gelassen.

— Es wird langweilig. Wollen wir was vorlesen?
Die Schildwache spitzte die Ohren. Doch alles blieb still. Dann nach einer Weile, aus einem anderen Fenster heraus:

- Ich hab was!
- Was denn!
- Es ist sehr interessant.
- Na man los!

Und abermals trat Stille ein. Nichts rührte sich. Sollte er eingreifen? Er wartete. Nach einiger Zeit erschallt eine tiefe, klare männliche Stimme, — die gemessen und scharf betonend sprach:

„Hört zu!“

„In das Volk!“

Die Duma ist aufgelöst worden, weil die Vertreter des Volkes Land für die Landlosen und politische Rechte für die Unterebenen verlangt haben. Die Vertreter der Bauern und Arbeiter sind nach Hause geschickt worden, die Geldleute, die Gutsherren und die Generale, die die russische Armee vollständig ruiniert haben, die beherrschen den Staat.

Der junge Bauernbursche, den man in die Uniform gesteckt hatte, wurde stutzig. Wirklich, weshalb wurde denn die Duma aufgelöst? Er hörte aufmerksam zu.

Das Flugblatt wurde zu Ende gelesen. Das Ganze war ein Spiel mit verteilten Rollen, das wir mehrmals am Tage wiederholten. Nun beobachteten wir die Wirkung. Wurde der Soldat nachdenklich, verlegen, dann hatte es offenbar eingeschlagen. Dann begann jemand von uns nach einer Weile:

„Brüderchen, wie geht's? Du mußt doch wohl mit uns?“

Der Soldat warf ihm einen bösen Blick zu.

„Du brauchst ja nicht zu antworten. Wir wissen es, daß man Dir den Mund zugebunden hat. Der Soldat darf nicht sprechen, darf auch nicht denken, darf kein Gefühl haben. Der Soldat ist nur zum Prügeln und zum Schießen da.“

Weshalb verbietet man Dir aber, mit uns zu sprechen? Was liegt daran, wenn wir uns mit Dir unterhalten? Aber, siehst Du, man fürchtet uns, weil wir die Wahrheit sagen. Du sollst uns töten, damit Du die Wahrheit nicht zu hören bekommst. Nicht uns fürchtet man, sondern die Wahrheit.

Manchmal wurde die Unterhaltung auch anders eingeleitet. Da begann jemand, gleichsam vor sich hin, aber recht laut:

Wie ich mir hier diese Schildwache ansehe, muß ich denken: wie leicht sich die Menschen narren lassen und mißbrauchen lassen! Dieser junge Mensch soll uns totschießen, und er wird es auch tun, — aber wofür? Er kümmert sich nicht darum. Ihm ist es befohlen worden! Und ein Menschenleben ist ihm. He, Du! Weißt Du denn auch, weswegen wir gefangen gehalten werden?

Die meisten geben keine Antwort, was selbstverständlich uns nur eine willkommene Gelegenheit war, ihnen die nötige Aufklärung beizubringen. Manchmal aber rief uns einer grinsend entgegen:

„Schurken seid Ihr! Verbrecher!“

„So? Das also ist Deine Meinung? Weil wir gefangen sind, so sind wir auch schon Verbrecher? Du bist ja selbst ein Gefangener. Du darfst ja nicht aus der Kaserne heraus. Du mußt gehorchen, was man Dir auch sagt. Du bist schlimmer dran, als der Leibeigene beim Gutsherrn. Du bist ein Sklave. Uns aber hat man hinter Schloß und Riegel gesteckt, weil man mit uns nicht fertig wird. Wir geben nicht nach. Wir erheben nicht vor den Gewehrfüßeln, geschweige schon vor der Kommandostimme — wie Du! Wir

kämpfen für die Freiheit des Volkes. Auch für die Rechte der Soldaten. Daß man Euch nicht prügelt und schikanert.“

Dieß sich erst die Schildwache in einem Disput mit uns ein, so war die Sache gewonnen. Beim Ablösen blinzelte uns wohl der Soldat verstoßen zu, das nächstmal hat er selbst, man möge doch was vorlesen. Wider sprach schon der erste Eindruck, den er von uns empfing, den Vorstellungen, die ihm die Militärbrigade suggerierte, so standen uns ja Tatsachen genug zur Verfügung, um den ganzen reaktionär-patriotischen Spuk zu zerstreuen.

Unsere Einwirkung auf die Soldaten war so offensichtlich, daß das Militärkommando alles aufbot, um den einzelnen Mann möglichst selten vor unseren Fenstern erscheinen zu lassen. Um die Ablösung — Tag und Nacht alle zwei Stunden — aufrecht zu erhalten, mußte deshalb eine weit größere Anzahl Leute verwendet werden. So defilierten mehrere Kompagnien an uns vorbei. War auch die Einwirkung auf den einzelnen weniger groß, als wenn wir längere Zeit mit ihm verkehrt hätten, so ging doch unsere Propaganda auf diese Weise mehr in die Massen, und die Nachwirkung in der Kaserne, wo die Leute im Gespräche ihre Wahnehmungen austauschten, mußte daher umso größer sein.

Ab und zu stießen wir auf einen rabiaten oder stumpfsinnigen Gefellen, mit dem nichts zu machen war. Dieser schrie uns an:

„Schweig!“

„Nanu, Freundchen“, riefen wir entgegen: „Nur nicht so hylig!“

„Schweig, sonst schleust ich!“

Nun hieß es, nicht belzugeben. Denn wollten wir uns durch Drohungen einschüchtern lassen, so wäre unsere Autorität in der Kaserne rettungslos verloren gewesen.

„Da seht doch diesen Kerl! Man gab ihm einen Schießpatrone in die Hand, jetzt glaubt er, die Welt kommandieren zu können. So einer kennt weder Scham und Gewissen. Er würde selbst auf seinen eigenen Bruder schießen.“

Mit zusammengekniffenen Lippen und böse aufleuchtenden Augen legte der Soldat an. In diesem Augenblick stürzten wir alle zu den Fenstern.

„Schieß zu! Hier sind wir. Kriegt eine Auszeichnung dafür und ein Gläschen Schnaps auch noch dazu. Ein Menschenleben für ein Gläschen Schnaps! Wie lange bleibt Du beim Militär? Drei Jahre, dann kehrt Du nach Hause zurück und kannst vor Vater und Mutter renommieren, daß Du indessen ein Mörder geworden bist. Wenn Du sie noch findest. Denn indessen wird sie vielleicht gerade so ein Kerl wie Du bereits totgeschossen haben!“

Man bedenke, daß dies zu einer Zeit war, da Tausende von Bauern von den Strafexpeditionen niedergeschossen wurden, um die Wirkung dieser Worte zu begreifen.

Der Soldat ließ ab und tat, als ob wir für ihn nicht mehr da wären.

So trieben wir Propaganda unter dem Militär im Verbannungsgang zu Petersburg.

Und einmal — es war, nachdem wir bereits nach Moskau gebracht waren — trat in dem gleichen Verbannungsgang in Petersburg eine Genosin ans Fenster und sprach einige Worte zum Militärposten. Da legte der Kerl an und drückte los, und das blutjunge Kind sank tot zu Boden. . . .

Aus Nah und Fern.

Wilhelm II. und Wilhelm der Schweiger. Wilhelm II. will der Stadt Wiesbaden ein Denkmal schenken. Es ist ein zweiter Bronzeguß Wilhelms I. von Oranien, des Schweißgeres, ein Abguß der Statue auf der Berliner Schlossterrasse.

Großfeuer in einer Gasanstalt. Die zweite Gasanstalt der Stadt Charlottenburg wurde in der Nacht zum Freitag von einem gewaltigen Feuer heimgesucht, das einen Schaden von weit über 100 000 Mk. verursachte. Es entstand in dem alten Kondensiergebäude, in dem das Gas gereinigt wird. Dieses Gebäude dient zur Reserve für den Winter und ist seit einiger Zeit außer Betrieb. Fröh gegen 1 Uhr wurde die Gefahr bemerkt. Wenige Minuten später schlugen bereits aus allen Fenstern große Stichflammen. Die alarmierte Charlottenburger Feuerwehr rückte sofort in ihrer ganzen Stärke aus. Branddirektor v. Leopold erkannte die Gefahr, von der die Nachbargebäude bedroht waren, und rief die Berliner Feuerwehr um Hilfe an. Unverzüglich eilten zwei Berliner Löschzüge nach der entfernten Brandstätte aus. Das Feuer wurde hauptsächlich durch zwei große Behälter mit Leer begünstigt, da der ausfließende Leer den Flammen überreiche Nahrung gab. Beide Wehren gingen mit insgesamt 19 Rohren vor. Hitze und Rauch waren so enorm, daß die Löschmannschaften zuerst an den eigentlichen Brandherd nicht herankommen konnten. In erster Linie galt es, den wenige Meter vom brennenden Gebäude liegenden Kühlturm zu schützen. Bald stürzte die eiserne Dachkonstruktion des Kondensiergebäudes in sich zusammen. Die Eisenträger waren total verbogen. Erst gegen Morgen war die Gewalt des Feuers gebrochen. Wertvolle Maschinen und Apparate wurden zerstört. Das Kondensiergebäude muß sofort wieder aufgebaut werden, da es zum Winter gebraucht wird. Eine Betriebsstörung tritt vorläufig nicht ein.

Gutwisch. Als ein vorbestrafter Mensch, der vor dem Düsseldorf Amtsgericht Termin hatte, ins Gefängnis zurücktransportiert werden sollte, überrumpelte er im Eisenbahnzuge während der Fahrt nach Lüttringhausen den Transporteur, schlug ihn zu Boden und entsprach aus dem fahrenden Zuge. Der Verbrecher entkam.

Von der modernen Mordmaschine. Freitag morgen wurde in Düsseldorf ein sechsjähriger Knabe von einem Automobil überfahren und sofort getötet. — Auch in Frankfurt a. M. wurde von einem vom Taunusrennen kommenden Automobil, das nach Mannheim fahren wollte, ein sechsjähriger Knabe überfahren und getötet. Der Chauffeur wurde verhaftet, kam aber vorläufig ins Krankenhaus, da er selbst Verletzungen davontrug. — Auf der Rückfahrt vom Taunusrennen fuhr auf der Straße von Arnsberg ein Automobil gegen einen Baum; es wurde vollständig zertrümmert und fing Feuer. Von den 4 Insassen aus Hagen wurde einer getötet, die drei anderen erhielten schwere Verletzungen.

Ein mysteriöser Vorfall. Drei Mülheimer Kinder, ein 13jähriges und ein 7jähriges Mädchen und ein 9jähriger Knabe, sind spurlos verschunden. Die Eltern erhielten inzwischen von ihrer ältesten Tochter eine in Köln aufgebundene Postkarte mit dem Inhalt, sie möchten sich nicht ängstigen, ihre Kinder würden bald sehr viel Geld verdienen und es den Eltern schicken. Es wird angenommen, daß von irgend einer Seite ein Einfluß auf die Kinder ausgeübt wurde, um sie zu entführen. Trotz eifrigster Recherchen und telegraphischer Benachrichtigung der Behörden der Grenzstädte wurde bisher keinerlei Spur entdeckt.

Krieg im Frieden. Bei Feldübungen auf dem Großen Sande, die anlässlich der Besichtigung durch den kommandierenden General v. Eichhorn vorgenommen wurden, ereigneten sich ernste Unfälle. Bei einer Artillerie kamen in der Nähe der alten heissen Schießstände mehrere Leute

von der zweiten Eskadron zu Fall. Ein Dragoner erlitt einen Armbruch, ein anderer hatte einen Schulterbruch. Ein Unteroffizier erhielt bei einem Sturz vom Pferde einen gefährlichen Lungenstich in die Brust; er wurde in das Revierlazarett der Artilleriekaserne Gonsenheim geschafft.

Wohhabende Kirchenbetrüger. In Duisburg wurden von dem Kloster der katholischen Kirche zwei junge Mädchen, Töchter wohhabender Eltern aus Laar, als Kirchenbetrügerin erwischt, als sie einen Opferstock leeren wollten. In ihrem Besitz fanden sich 28 Nachschlüssel. Die beiden Mädchen gestanden, in der letzten Zeit in zahlreichen Kirchen der Duisburger Gegend die Opferstöcke beraubt zu haben. — Sicher wird rechtzeitig festgestellt werden, daß die beiden Mädchen an Kleptomane leiden, um vor Strafe geschützt zu sein.

Das Auto im Barbierladen. In rasender Fahrt sauste ein mit dem Chauffeur und zwei Passagieren besetztes Automobil durch die Straßen der Stadt Leipzig. Auf der Promenade am Georgring verlor der Lenker infolge des wilden Tempos die Gewalt über das Fahrzeug. Dieses nahm seinen Weg unter Zerstümmung der Eingangstür in einen neben dem Hotel „Stadt Rom“ befindlichen Barbierladen, in dem es eine heillose Verwüstung anrichtete. Chauffeur und Passagiere, die unverletzt blieben, gaben sofort Ferngele und ließen das Automobil im Stich.

Sonderbare Berufe. Die bevorstehende Berufszählung lenkt die Aufmerksamkeit auf die oft recht merkwürdigen Erwerbszweige in der Weltstadt. Eine Blütenlese bietet das Berliner Adressbuch. Man findet dort u. a. folgende Berufsbezeichnungen: Abreisungsspezialist, Antistrachten Schneider, Anweiser, Billardtuch-Stopfer, Blutegehländler, Bierflanzenger, Elementbauer, Eisenschneider, Fliegenfänger, Gewehrnachbilder, Glasbrockenhändler, Hauschmammverfertiger, Herrenabend-Agent, Lorbeerlaublieferant, Lumpenmaler, Maultorbmacher, Museumsleiter, Baginterer, Puppenstuhlmacher, Reklame-Anwalt, Rollmopsfabrikant, Schöpfungsdächter, Schönheitspfleger, Tanzaffiler, Theaterstg-Einrichter, Thoratollenschreiber, Ziegenbreuer.

Opfer des Meeres. Aus Tokio wird berichtet: Als der Torpedobootzerstörer „Magire“ mit der Besatzung von Minen auf der Höhe von Fushiki beschäftigt war, kenterte ein seiner Boote, wobei ein Offizier und ein Unteroffizier ertranken, während die übrigen acht Mann der Besatzung gerettet wurden. — Auf der Höhe von Muroan stieß ein kleiner Dampfer gegen eine Mine und sank. Der Kapitän kam ums Leben. Die übrige, aus zwanzig Mann bestehende Besatzung wurde gerettet.

Sprechsaal.

(Für den Inhalt dieser Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber keinerlei Verantwortung.)

Am die Arbeiterfrauen Lübecks. Am 18. Juni fand im Vereinshaus eine öffentliche Frauenversammlung statt, in der Frau Dr. Weyl aus Berlin über das Thema: „Die Frau als Mitkämpferin in der Arbeiterbewegung“ sprach. Pflicht einer jeden Arbeiterfrau wäre es gewesen, in dieser Versammlung zu erscheinen, aber leider waren nur etwa 300 Frauen anwesend, um die vorzüglichen Ausführungen der Referentin zu hören. Es war ein Thema, ganz besond. für die Frauen. In dem Vortrage wurde den Frauen so recht das Glend der Heimarbeiterin und der Kinderarbeit geschildert; es wurde ihnen ferner gesagt, wie die Kinder der Wohhabenden ihren Körper durch Sport und Spiele kräftigen, gezwungen sind, schon frühzeitig zu arbeiten. So würde bei manchem Kinde die Entwicklung durch zu schwere Arbeit gehemmt. Also Ihr Frauen, wo sich die Gelegenheit bietet, eine Versammlung zu besuchen, laßt sie nicht vorübergehen, sondern gebet hin, holt Euch dort Belehrung und leset auch das Arbeiterorgan, den „Lübecker Volksbote“. Dieser allein vertritt in Lübeck eure Interessen. Wenn manche Frauen auch noch das Glück haben, daß sie nur ihrem Haushalt vorzustehen brauchen, so wissen sie doch nicht, ob es immer so bleibt; Krankheit, Stechtum, Tod des Mannes, kann jede Frau leicht zwingen, selbst ins Erwerbsleben hinaustreten zu müssen. Sicher aber werden es ihre Kinder, wenn nicht früher, so doch mit dem Verlassen der Schule. Daher ist es auch Pflicht der Frauen, an der Eringung besserer Verhältnisse mitzuarbeiten. Frau W.

Literarisches.

Wilhelm Scharrelmann: Die Fahrt ins Leben. Gesichten. — Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin W. 33. — Preis 2 Mk. — Wilhelm Scharrelmann, der mit einem seiner Bücher den Anstoß zur Bewegung der Bremer Lehrerschaft gegen den Religionsunterricht gab — und dessen Schriften noch jüngst in dem Disziplinarverfahren gegen vier bremische Lehrer eine Rolle spielten, indem seine Sammlung erotischer Prosagedichte „Anna Maria“, in diesem in ganz Deutschland bekannt gewordenen Prozeß von dem reaktionären bremischen Schulinspektor als „Ausfluß schamloser Sinnlichkeit“ hingestellt wurde, kommt mit einem neuen Buche. Diesmal sind es zahlreiche kleine Gesichten, die der Verfasser zusammengestellt hat und die entzückt von einer ganz originellen Art zu erzählen und darzustellen Zeugnis ablegen. Die erste der Novellen, „Die Fahrt ins Leben, ein Märchen vom Geborenwerden“, hat den ganzen Buche den Namen gegeben. In bunter, unterhaltender Folge reihen sich daran die übrigen Erzählungen, die scharf pointiert und mit großer Feinheit in der stilistischen Behandlung abgefaßt sind. Wir nennen außer der Titelnovelle „Die Maschine“, „Der Bagabund“, „Über Bord“, „Annegrets Himmelfahrt“ u. s. w. Auffallend ist der soziale Charakter fast aller dieser Arbeiten und ihr wahrhaft moderner Ideengehalt, der aus jeder hervorkleuchtet. Selbst die kürzesten lassen, mitunter im unheimlichsten Geschehen; den lebendigen Mißschlag unserer Zeit spüren und im engsten Rahmen, im Bilde des Kleinsten, die Linien leuchtend hervortreten, daß unsere Blicke aus der Enge in weite Perspektiven hinauslenken. Man lese daraufhin die „Zwillinge“, „Die Kirchenmaus“, „Die Schwalbe“, um nur einige dieser originellen kleinen Arbeiten zu nennen, und wird das Gesagte bestätigen müssen. Auch Humor fehlt in dem Buche nicht. „Meine Höllefahrt“, „Die Flucht aus dem Himmel“, „Die Nähmaschine“, „Marionetten“ beweißen es. Wer ein Buch liest, zu dem man in freien Minuten immer wieder greifen kann, weil man nicht lange Zeit braucht, um sich darin einzulesen, in dem keine langen Einleitungen zu überwinden sind, ein Buch, das uns Geschichten erzählt, die uns durch die entzückende Plastik ihrer Darstellung wie durch ihren Inhalt fesseln und unterhalten, der lese „Die Fahrt ins Leben“.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Steiling. Verleger: E. H. Schöwarz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.